Vom verlassenen Bruderstamm.

Das dänische Regiment in Schleswig-Holstein,

von

Gustav Rasch,

Dr. jur. utr.

Verfasser von: „Frei bis zur Adria," „Das neue Italien," „Italienisches Wanderbuch" ꝛc.

> Das dänische Regierungssystem in Schleswig-Holstein ist eine Carricatur der Inquisition, der Geist Torquemada's, der zum Lächerlichen herabsteigt. Es ist die Bomba-Politik, den Händen von Leuten übergeben, die sich kaum zu Dorfschulmeistern eignen.
>
> (Baron v. Dirckinck-Holmfeld in „Recht und Willkür." S. 21.)

> „Kann sein, daß Sie Recht haben, was kümmert uns die gegenwärtige Generation, mag sie zu Grunde gehn, wenn nur die nächste dänisch wird."
>
> (Der Königl. dänische Etatsrath Regenburg, Chef des Kirchen- und Schulwesens in Schleswig. Preuß.-ministerielle Denkschrift.)

Erster Band.

Berlin, 1862.

Verlag von A. Vogel & Comp.

Vorrede.

Seit zehn Jahren bemüht sich die eiderdänische Presse in Kopenhagen, in Deutschland, England und Frankreich die verkehrtesten und irrigsten Meinungen über die gegenwärtigen Zustände in Schleswig-Holstein zu verbreiten, während die dänische Regierung ganz in der Stille unerhörte und maßlose Anstrengungen macht, Schleswig in Sprache, Schule, Kirche und Verwaltung zu danisiren, um dasselbe Dänemark einzuverleiben. In dieser Einverleibung eines deutschen Landes in Dänemark liegt der Kern des deutsch-dänischen Streites. Die von Kopenhagen aus mit außerordentlicher Umsicht und Zähigkeit verbreiteten, falschen Nachrichten über die Zustände des Landes und die heimliche Danisirung Schleswig's mit allen zu Gebote stehenden Mitteln stehen miteinander im innigsten Zusammenhange. Die Dänemark regierende eiderdänische Partei weiß recht wohl, daß die schleswig-holsteinische Frage über kurz oder lang zu einer europäischen Frage werden wird. Sie wird

dann die Einverleibung Schleswig's in Dänemark fordern und diese Forderung durch die Behauptung motiviren, daß Schleswig bereits danisirt sei.

Ich schildere in diesen Blättern die gegenwärtigen Zustände in Schleswig auf Grund eigener Anschauung und gestützt auf den Wortlaut diplomatischer, officieller und gerichtlicher Aktenstücke. Sie sind unerhört. Die dänische Regierung wendet, um zu ihrem Ziele, der heimlichen und schleunigen Danisirung eines deutschen Landes, zu gelangen, Mittel und Maßregeln an, welche die österreichische Regierung in Venetien und die Priester-Regierung in Rom niemals anzuwenden gewagt haben. Holstein ist um Vieles glücklicher als Schleswig; die Verbindung mit dem deutschen Bunde macht in Holstein die Danisirungs-Versuche und die Anstellung dänischer Beamten, Pastoren und Schullehrer schwieriger. Aber beide Herzogthümer sind baar aller politischen Rechte: die Presse überall in den Händen der dänischen Polizei, selbst das Petitionsrecht bis zur Lächerlichkeit einer Unterschrift herabgesunken; Strafen an Leib und Vermögen, wenn die Bürger bei dem Könige petitioniren; kein Vereins- und Versammlungsrecht; die Communal-Verwaltung überall auf dem Wege, den Dänen und ihren Creaturen in die Hände zu gerathen, oder bereits in ihren Händen; die Wirksamkeit der Stände-Versammlungen auf Null reducirt. In Schleswig Er-

bitterung, Schmerz und Haß überall; die rechtloseste Willkür Seitens der dänischen Administrativbeamten und Polizisten, wozu der berüchtigte § 9. der Schleswig-Holstein octroyirten Verfassung, indem er den deutschen Bürgern in den beiden Herzogthümern jeden Rechtsweg abschneidet, sie vollkommen autorisirt, eine unerhörte Knechtschaft der Geister in Sprache, Kirche und Schule; vollkommene Unsicherheit der Person und des Eigenthums vor den unaufhörlichen Angriffen der dänischen Beamten; ein über das ganze Land ausgebreitetes Netz von Spionage und Denunciation; zunehmende Armuth in den Städten bei den kleinen Bürgern und Handwerkern und ein schnell fortschreitendes Sinken des Realcredits in den nördlichen und mittleren Distrikten des unglücklichen Landes. Man erwidere mir nicht, daß diese traurigen Resultate meiner Anschauungen zu grelle Farben zu haben scheinen. Ich habe nur die eigenen Worte der Aktenstücke, mit denen ich in der zweiten Hälfte meines Buches die in der ersten enthaltenen Schilderungen belegt habe, wiederholt. Sie bestehen aus einer dänischen Denkschrift, aus einer preußisch-ministeriellen Denkschrift, welche die preußische Regierung bis jetzt nicht gewagt hat, in Deutschland der Oeffentlichkeit zu übergeben — sie ist nur bruchstückweise in englischer Sprache erschienen, — aus dem Ausschuß-Berichte der schleswig'schen Ständeversammlung, aus

Urtheilen und Aussprüchen hochgestellter dänischer Geistlichen und Beamten, welche den Muth gehabt haben, der Partei, welche im Kopenhagener Ministerium ein deutsches Land terrorisirt, die Wahrheit in's Gesicht zu sagen. Man wird in diesen Dokumenten, welche selbst die eiderdänische Presse nicht wird antasten können, jedes Wort, welches ich angewandt habe, um die heutigen Zustände in Schleswig-Holstein zu schildern, wiederfinden.

Trotz alledem wird mein Buch der Gegenstand maßloser und heftiger Angriffe Seitens der eiderdänischen Presse werden. Die terroristische Regierungs-Partei in Kopenhagen wird vor Wuth schäumen, daß ich Zustände enthülle, welche zu verschleiern und zu verdecken sie seit zehn Jahren alle erdenkliche Anstrengungen in Deutschland, Frankreich und England gemacht hat. Sie wird diese Angriffe auch in die deutschen Zeitungen einzuschmuggeln versuchen, um die Wahrheit meiner Behauptungen zu verdächtigen. Sie wird diese Manöver damit beginnen, daß sie die Angriffe aus Holstein selbst ausgehen läßt, sowie kürzlich aus Kiel Correspondenzen in die englischen, deutschen und französischen Zeitungen geschickt wurden, welche von Gewaltthaten der Deutschen gegen die Dänen in den Herzogthümern sprachen und die Ansicht zu motiviren versuchten, daß Seitens Englands und Frankreich's ein diplomatischer Druck auf das preußische

Cabinet ausgeübt werden möge. Ich wende mich deshalb hier an die gesammte deutsche Presse mit der ernsten Bitte, mich in meinen Anstrengungen thatkräftig zu unterstützen. Ich habe ein Recht zu dieser Bitte, und die Erfüllung derselben ist eine Pflicht der deutschen Presse; denn es handelt sich um die mit Füßen getretenen, heiligsten Menschenrechte eines von Deutschland verlassenen Bruderstammes, gegen den Deutschland immer noch seine verpfändete Ehre einzulösen hat. Auch an die conservative deutsche Presse richte ich dieselbe Bitte. Ich hoffe, sie wird nicht vergessen, daß ich dieses Mal „keine aufrührerische oder republikanische Tendenzen" vertheidige, sondern die Leiden eines deutschen Landes schildere, welches ihre Partei vor zehn Jahren wehrlos den Dänen überliefert hat.

Es würde aber ein großer Irrthum sein, wenn man sich der Hoffnung hingeben wollte, daß die von mir in meinem Buche geschilderten Zustände irgendwie beseitigt werden könnten, ohne daß zugleich die Herrschaft der doctrinären, eiderdänischen Partei in Kopenhagen vollkommen gebrochen würde. Alle einzelnen Concessionen, welche in Bezug auf die Sprachsache, auf die Rechtspflege, auf die Verwaltung, auf die Besetzung der Stellen der Beamten, Richter, Schulmeister und Polizisten dem gegenwärtigen Kopenhagener Cabinet abgedrungeu werden möchten, werden immer nur dazu dienen, diese Uebelstände mehr an's

Licht zu stellen, statt sie zu beseitigen. Es handelt sich viel mehr darum, daß die doctrinäre, eiderdänische Partei, welche, offen eingestanden, ganz Schleswig dem Dänenthum erobern will, ihrer Macht vollkommen entkleidet wird. Die Richtigkeit dieser Behauptung geht daraus hervor, daß die wesentlichen Organe der dänischen Presse sich vollkommen in ihren Händen befinden, daß die Mitglieder des gegenwärtigen Kopenhagener Ministeriums aus ihrem Schooße hervorgegangen sind, daß bei der Persönlichkeit des unter dem überwiegenden Einflusse seiner Gemahlin stehenden Königs an eine durchgreifende Veränderung gar nicht zu denken ist; denn der König weiß aus früheren Versuchen sehr wohl, daß, sowie er einen Versuch macht, ein antieiderdänisches Cabinet an die Spitze der Geschäfte zu stellen, die Kopenhagener Presse ihn und seine Gemahlin, die Gräfin Danner, wiederum mit den maßlosesten Angriffen überschütten würde. „Kein Straßenscandal"! ist im Laufe des vorigen Jahres (1860) sein Motto gewesen, nachdem während des kurzen Bestehens des Ministerium Rodwitt tägliche Straßenscandale seine häusliche Ruhe gestört hatten. Nur wenn der Gräfin Danner, gegenüber den Uebeln, mit denen sie der Haß der national-liberalen Partei für den Fall, daß sie ihr gegenüberträte, bedroht, eine noch größere Gefahr erscheinen würde, nämlich die nothwendige Abdankung des Königs, würde sie sich

entschließen, mit der eiderdänischen Partei zu brechen. Die auswärtigen Cabinette werden aber, bevor sie nicht preußischer Seits einen ernsten, sich durch Thaten kund thuenden Willen wahrnehmen, das Recht Schleswig-Holstein's zur Geltung zu bringen, niemals das in Dänemark regierende Regierungssystem zu beseitigen suchen. England's und Frankreich's, oder vielmehr seiner Vertreter Stellung zu dieser Frage ist bis jetzt immer folgende gewesen: Deutschland macht eine Forderung, wie z. B. die Budgetvorlage an die holsteinischen Stände; — sofort empfiehlt der englische und französische Gesandte der dänischen Regierung in Kopenhagen, Entgegenkommen zu zeigen, und Beide üben zugleich einen, wenn auch leisen, moralischen Druck aus. Die Folge dieses Druckes ist aber nicht die, daß Dänemark diese Forderung erfüllt, sondern vielmehr nur, daß es eine scheinbare Concession für dieselbe macht. Sobald dies geschehen ist, ändert sich die Sache. Jetzt drücken England und Frankreich auf Deutschland, daß es sich mit dieser Concession zufrieden stellen solle. Hierin haben sämmtliche jämmerlichen Resultate bestanden, welche die Diplomatie in den letzten Jahren in dem deutsch-dänischen Streit erreicht hat.

Berlin, im December 1861.

Der Verfasser.

entschließen, mit der eiderdänischen Partei zu brechen. Die auswärtigen Cabinette werden aber, bevor sie nicht preußischer Seits einen ernsten, sich durch Thaten kund gebenden Willen wahrnehmen, das Recht Schleswig-Holstein's zur Geltung zu bringen, niemals das in Dänemark regierende Regierungssystem zu beseitigen suchen. England's und Frankreich's, oder vielmehr seiner Vertreter Stellung in dieser Frage ist bis jetzt immer folgende gewesen: Deutschland macht eine Forderung, wie z. B. die Budgetvorlage an die holsteinischen Stände; — sofort empfiehlt der englische und französische Gesandte der dänischen Regierung in Kopenhagen, Entgegenkommen zu zeigen, und Beide üben zugleich einen, wenn auch leisen, moralischen Druck aus. Die Folge dieses Druckes ist aber nicht die, daß Dänemark diese Forderung erfüllt; sondern vielmehr nur, daß es eine scheinbare Concession für dieselbe macht. Sobald dies geschehen ist, ändert sich die Sache. Jetzt drücken England und Frankreich auf Deutschland, daß es sich mit dieser Concession zufrieden stellen solle. Darin haben sämmtliche jämmerlichen Resultate bestanden, welche die Diplomatie in den letzten Jahren in dem deutsch-dänischen Streit erreicht hat.

Berlin, im December 1861.

Der Verfasser.

Inhalt.

Statt der Einleitung.*)

1.

Zehn Jahre sind verrauscht und bittrer Schmerz —

Zehn Jahre sind verrauscht und bittrer Schmerz
Zieht wiederum in's wildbewegte Herz,
Geknickt sind alle uns'rer Hoffnung Blüthen
Im wilden Schlachtensturm, im Kriegeswüthen,
An uns'rer Brust nagt tiefes, bittres Weh',
Und leise klingt's: „finis Poloniae!“

Du Eckernförde, Stern in finst'rer Nacht,
Wie strahlst Du hell in goldner Ruhmespracht,
Als unaufhaltsam Salv' auf Salve krachte,
Und seine Flagge strich Christian der Achte;
Der Ostsee Wogen rauschen hohl und dumpf
Und in die Lüfte scholl's: Triumph, Triumph!

Das war um Ostern! o, du sel'ge Zeit!
Wie ward die Brust, wie ward das Herz so weit,

*) Aus: „Aus meiner Liedermappe,“ Gedichte von Heinrich Zeise. Altona. Verlag von Hermann Uflacker. 1861. Die drei Gedichte sind von Heinrich Böie in Altona in Musik gesetzt.

Wie schwuren sich die Helden Lieb' und Treue,
Wie stolz und mächtig hob sich Schleswigs Leue,
Das war ein Tag, der unserm Vaterland
Den Eichenkranz des ew'gen Ruhmes wand.

Und Kolding dann, wo unser junges Heer
Im Sturme brach der Düne Wall und Wehr,
Wo aus den Schanzen unter deutschen Hieben
Des Landes-Erbfeind dreimal ward vertrieben,
Wo auf dem Thurme jubelnd ward entrollt,
Des deutschen Reiches Banner schwarz-roth-gold!

Dort rann auch meines Bruders Blut so heiß,
Ihm winkte nicht des Sieges Lorbeerreis,
Die Kugel schlug durch seiner Freunde Glieder
Und riß erbarmungslos den Theuren nieder,
Denn von den Seinen winkte ihm der Tod,
Und schmückte seine Brust mit stolzem Roth.

Die in der Schlacht umfing des Todes Graun,
Sie können nicht des Landes Jammer schau'n,
Sie würden sonst aus ihren Grüften steigen,
Und auf die tiefen Wundenmaale zeigen,
Sie schlummern friedlich bis zum jüngsten Tag,
Der Gott der Freiheit sie erwecken mag!

Sie ruhen in der Erde kühlem Schooß,
Ihr schlummerndes Gebein deckt Gras und Moos,
O, laßt sie schlummern, laßt sie selig träumen
Vom ew'gen Frühling, stolzen Freiheitsbäumen!
Sie schlummern friedlich bis zum jüngsten Tag,
Der Gott der Freiheit sie erwecken mag!

2.

Uns schmerzt des Feindes Kugel nicht.

Uns schmerzt des Feindes Kugel nicht,
Nicht schmerzen uns die Narben,
Die wir mit jauchzendem Gesicht
Für uns're Heimath starben.

Wir ruhen friedlich Hand in Hand
Zerschossen und zerschunden,
Du Deutschland, großes Vaterland,
Komm her, sieh uns're Wunden.

Nicht schmerzt' uns, daß der Tod uns rief; —
Als uns die Kugeln trafen,
Da trugen wir den Freiheitsbrief
In unsern Schlummerhafen.

Wir sind im Schooß der Erde frei,
Uns traf das Loos der Braven:
„Doch Ihr verfielt der Tyrannei
Und war't und bliebet Sclaven!"

3.

Das Lied, das unser Volk gesungen.

Das Lied, das unser Volk gesungen
Begeistrungsvoll mit hohem Muth,
Bei dessen Klang es stolz geschwungen
Die Wehr und freudig gab sein Blut.

Das Lied, das oft zum Sieg uns führte
Und in den Sturm der Männerschlacht,
Das der Begeistrung Flamme schürte
Und Heldenstreben angefacht.

Es klinget jetzt in andrer Weise,
Es klingt ein Schwanenlied in Moll,
In Sterbetönen, linden, leisen,
Wie Grabgeläute wehmuthsvoll.

Jetzt mag es still zur Gruft geleiten
Des Volkes Hoffnung schmerzgekrönt; —
Ob wohl das Lied in fernen Zeiten
Einst wiederum wie Schwertschlag tönt?

Erstes Kapitel.

Der passive Widerstand in Schleswig-Holstein.

Der passive Widerstand der Italiener. Der passive Widerstand in Baden, Sachsen und Hessen. Die Pacification Schleswig-Holsteins durch die Oesterreicher und Preußen. Der passive Widerstand gegen die Dänen. Ausschluß der dänischen Offiziere und Beamten aus allen Gesellschaften und Familien. Isolirung derselben in den Gasthöfen, auf den Straßen, auf der Promenade, in den Kaffeehäusern und auf den Bällen. Die englische Flotte im Kieler Hafen. Der Hauptmann von Kolb in Rendsburg. Die Frau Hauptmännin Lesser. Fälle der Apostasie. Maurermeister Jessen d. J. Kaufmann Nielsen in Schleswig. Verödung und Verarmung Schleswigs. Reminiscenz an Rom. Schloß Gottorf, ein Dragonerstall. Verbannung von 68 Familien. Dr. Heiberg, Justizrath Hancke, Advocat Reiche. General Graf Baudissin. Graf Adalbert Baudissin. Die Gemahlin des Dr. Heiberg. Dänische Tracasserien und Gewaltthaten in Schleswig. Die Polizeimeister Jörgensen und Koch. Das Verbrechen der „Mißlichkeit." Geld- und Gefängnißstrafen. Graf Karl Moltke. „Auf die dänische Gesinnung kommt es an." Ausschluß Schleswigs von der Eisenbahn. Der Widerstand in der Stadt Schleswig. Dänische Musik. Die Vogelstange der Realschule. Die Mädchen in Itzehoe.

Der Widerstand in Flensburg. Das Benehmen der Soldaten und Offiziere. Zwei Kinder in Eckernförde. Die Kinder in Wyk. Die Levebröder. Die braven Bauern von Angeln. Dänische Beamte, Pfarrer und Schullehrer in Angeln. „Das sind nicht einmal Menschen, vielweniger Schullehrer und Pastore." Der dänische Coup mit der Demonstration in Kopenhagen. Das Verbrüderungsfest Schleswig-Holsteins in Kiel. Der Festzug. Das Schleswig-Holsteinlied. Die Illumination und die Transparente.

Während der letzten zehn Jahre hatte ich bei meiner öfteren Anwesenheit in Italien vielfach Gelegenheit, den passiven Widerstand zu bewundern, den die Lombarden und Venetianer der Oesterreichischen Herrschaft entgegensetzten, nachdem die sardinische Armee dem Feldherntalent Radetzkis und der Uebermacht der Oestereichischen Waffen auf dem Schlachtfelde von Novara erlegen war. Die Consequenz und die Zähigkeit, mit der die unglücklichen neuen Unterthanen des Hauses Habsburg, während ein fortwährender Belagerungszustand mit allen seinen Schrecken wie eine schwere, finstere Wetterwolke auf den blühenden Ebenen und auf den prächtigen Städten Oberitaliens lag, während die Kriegsgerichte die besten Bürger zum Strick, zum schweren Kerker und zu Stockprügeln verurtheilten, und ein Haynau, ein Radetzki, ein Benedek und wie sie heißen, jene grausamen Belagerungs- und Standrechtsmänner, welche den Generalsrock oft besser mit dem rothen Henkermantel hätten vertauschen sollen, die Verurtheilung zu Pulver und Blei für einen Akt der Begnadigung erklärten, nach allen Richtungen hin, auf der Straße, im Kaffeehause, in allen commerziellen und Verkehrsverhält-

nissen diesen passiven Widerstand durchzuführen wußten, war wirklich erhaben und brachte die Oestereichischen Offiziere, Soldaten und Beamte oft zur Verzweiflung. Man sprach nicht mit ihnen, man stand auf, sobald sie in ein Kaffeehaus traten, man vermied jeden gesellschaftlichen Umgang mit ihnen, man scheute sich bei einer Begegnung auf der Straße ihre Kleider zu berühren, als wenn mit der Berührung eine pestilenzialische Ansteckung verbunden wäre; in allen Städten waren die Offiziere gezwungen, sich in ein bestimmtes Kaffeehaus zurückzuziehen, welches sodann kein Italiener mehr betrat; die Sieger im Lande gingen umher, als wenn sie die Besiegten wären, und langweilten sich, im Umgang ganz und gar auf sich beschränkt, in einer entsetzlichen, oft unerträglichen Weise. In den unglücklichen venetianischen Provinzen, welche der Frieden von Villafranka von Neuem dem Belagerungszustand, den willkürlichen Deportationen und dem Oesterreichischen Korporalstock überliefert hat, herrscht dieser Widerstand noch heute in allen seinen crassen Gegensätzen und herben Consequenzen. In Rom wird er mit derselben Zähigkeit gegen die Französischen Offiziere und Soldaten durchgeführt, welche das Unglück haben, gezwungenerweise die Rolle der Soldaten des Papstes spielen zu müssen. Noch im verflossenen Winter waren sämmtliche Bemühungen General Goyons, ein nur erträgliches Verhältniß zwischen der sogenannten Gesellschaft in Rom und seinen Offizieren herzustellen, vergebens; alle Aufmerksamkeiten und Einladungen des Generals scheiterten an der Consequenz der bemitleidenswerthen Unterthanen des Papstes, welche trotz ihrer jahrhundertelangen Knechtschaft noch heute

mit demselben Stolz „Io sono Romano“ sagen, wie einst ihre Urahnen, als ihre Legionen auf der ganzen, damals bekannten Erde siegreich waren.

Das deutsche Volk hat sich während der ereigniß-reichen, letzten zehn Jahre gerade nicht durch seine Ausdauer und Consequenz ausgezeichnet. Als in den Jahren 1849 und 1851 in den Straßen von Dresden, auf den Schlachtfeldern von Rastatt und Waghäusel der Widerstand mit den Waffen gebrochen war, als die unglückselige Politik des Ministeriums Manteuffel in Olmütz, ein deutsches Bruderband den Strafbayern und den Soldaten der oesterreichischen Executionstruppen überlieferte, da war in Sachsen, in Baden und in Hessen auch der passive Widerstand bald gebrochen. Wenige Monate später, und die Frauen und Mädchen hatten es vergessen, wer diejenigen und wie sie in's Land gekommen waren, welche ihnen in ihren knappen Uniformen und mit ihren goldenen und silbernen Epauletten und Stickereien gar nicht übel gefielen. Doch, ich will davon schweigen! Die Erinnerung an jene Tage schwebte mir nur dann und wann, wie ein düsterer Schatten vor den Augen der Seele, als ich kürzlich Schleswig-Holstein besuchte, als ich über das Schlachtfeld von Idstedt fuhr, als ich in Rendsburg, in Schleswig, in Eckernförde, in Flensburg war, als ich Schleswig-Holstein sah, welches dasselbe unglückselige Ministerium Manteuffel, das Hessen den Strafbayern opferte, den Dänen wehrlos überlieferte, nachdem es mit Hülfe österreichischer Soldaten das Land pacificirt hatte. Eine tapfere, wohlorganisirte Armee von 35,000 Mann wurde aufgelößt, das Zeughaus zu Rendsburg mit Ka-

nonen, Waffen, Munition und Feldgeräth für 40,000 Mann, den Dänen übergeben, dann zog man ab und überließ mehrere Millionen deutscher Brüder der Rache, dem Uebermuth, den Quälereien und der vollkommensten Willkür eines kleinlichen, erbitterten und rachsüchtigen Feindes. Ein solcher Akt der Diplomatie steht wahrlich in der Geschichte der letzten zehn Jahre, welche doch viel Uebergreifliches gesehen hat, unter dem Unbegreiflichen einzig in seiner Art da! Deutschland hat die Herzogthümer verlassen, aber die Herzogthümer verließen sich unter sich nicht. Ich habe während der letzten beiden Monate Dasselbe gesehen, was ich so oft in der Lombardei, in Venetien, in Parma und Modena, in Rom bewundert habe; ich sah denselben passiven Widerstand, dieselbe Consequenz, dieselbe Zähigkeit in einem deutschen Lande, über welche ich in Italien so oft erstaunte. Mit der Ueberlieferung Schleswig-Holsteins an Dänemark, oder vielmehr an eine hirnverrückte Parthei in Kopenhagen, welche im Lande regiert, seit diesem wirklich schmachvollen Akte, sind nun fast zehn Jahre verflossen. Zehn Jahre lang haben diese Menschen, denen man die Waffen aus den Händen nahm, womit sie sich, hätte man sie nur gewähren lassen, ganz allein die Dänen vom Halse gehalten hätten, Tag für Tag unter einem Druck, der mich oft an den österreichischen Druck in Venetien und in der Lombardei, an die Despotie der Priesterregierung in Rom erinnerte, unter den kleinlichsten Neckereien und Quälereien, regiert von Beamten, deren Ignoranz, deren Sportelsucht, deren Gier, ihre Stellen in jeder Art auszubeuten, in's Unglaubliche geht, jedes politischen

Rechtes vollständig baar, während die Nahrungslosigkeit in den Städten täglich mehr um sich greift und die bleichen Gespenster der Armuth und der Noth in die Fenster des kleinen Bürgers und des Handwerkers hineinschauen, während auf dem Lande der Real-Credit in einer erschreckenden Weise abnimmt, während in Nord- und Mittelschleswig dänische Prediger, welche in Dummheit und Immoralität wetteifern, auf den Kanzeln predigen, während dänische Schullehrer dort die Kinder in dänischer Sprache unterrichten — zehn Jahre lang haben sie nun Tag für Tag diesen Widerstand fortgesetzt. Ein dänischer Offizier, ein dänischer Beamter, hat in keiner deutschen Familie in Schleswig-Holstein Zutritt. Alle ihre Bemühungen, welche sie seit zehn Jahre angewandt haben, in gesellige Zirkel, wie in die Harmonie in Kiel oder in das Museum in Schleswig aufgenommen zu werden, waren vergebens und sind es noch heute. Man ladet sie nie ein, in den Gasthöfen, in den Bierstuben und Kaffeehäusern sitzt man niemals mit ihnen an demselben Tische; Niemand geht mit ihnen spatzieren; die Damen welche mit ihnen tanzen wollten, würden sofort aus dem Kreise ihrer Freundinnen scheiden müssen. Ich fragte die beiden schönen Töchter eines bekannten schleswigschen Patrioten, welcher in der Nähe von Hamburg ein Landhaus bewohnt, scherzweise, als sie mit freudestrahlenden Gesichtern von den Bällen in Kiel während des verflossenen Winters erzählten, ob sie auch mit den hübschen dänischen Offizieren einmal getanzt hätten, welche in Kiel in Garnison lägen? Sofort war der Frohsinn aus ihren Mienen verschwunden. Sie sahen mich so zornig, ich möchte sagen mit solcher

Verachtung an, daß sie nur durch die ernsteste Versicherungen meinerseits, die Frage nur im Scherze mir erlaubt zu haben, um sie einen Moment zornig zu sehen, beruhigt werden konnten. Als die englische Flotte im Kieler Hafen lag, gaben sich die Bürger dagegen in der ostensibelsten Weise alle erdenkliche Mühe, die englischen Offiziere in der zuvorkommensten Art zu empfangen und ihnen den Aufenthalt in ihren Häusern und gesellschaftlichen Kreisen so angenehm wie möglich zu machen. Man ist überhaupt in den Herzogthümern in allen Kreisen sehr gastfreundlich und gesellschaftlich. In wenigen Tagen habe ich mich bei mir vorher vollkommen unbekannten Familien wie zu Hause gefühlt. Desto mehr leiden die Dänen unter diesem vollkommenen Ignoriren und Zurücksetzungen. Das geht so weit, daß die Offiziere nur mit Mühe in den Städten, in denen sie in Garnison liegen, ein Lokal zu ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften finden köanen. Herr von Kalb, früher Hauptmann in der Schleswig-Holsteinischen Armee, jetzt Besitzer eines Gasthofes in Rendsburg, gerieth in die größte Verlegenheit, als die in der Festung garnisonirenden Offiziere einige Male seinen Gasthof besuchten und die Absicht zu erkennen gaben, häufig wieder zu kommen. Ich bezweifle sehr, daß er ihnen ein Zimmer zu ihren kameradschaftlichen Zusammenkünften auf 'die Dauer eingeräumt haben wird. In der ganzen Stadt, wurde mir versichert, giebt es nur eine einzige deutsche Dame, welche mit den dänischen Offizieren, Beamten und ihren Familien Umgang pflegt. Ich werde sie nennen. Es ist die Wittwe eines hochgeachteten Offiziers der Schleswig-Holsteinischen Armee, des Oberstlieutenants

Lesser, welcher für die Freiheit seines Landes starb. Er war vorher Capitain in der Dänischen Armee und nahm, da er ein geborner Holsteiner war, im Jahre 1848 seinen Abschied, um in die Schleswig-Holsteinische Armee eintreten zu können. Die dänischen Offiziere nennen nun die Wittwe des Oberstlieutenants in der Anrede nur „Frau Hauptmännin,“ und sie erklärt zuweilen, sie sei auf diesen Titel besonders stolz. Für diesen Stolz ist sie freilich aus allen gesellschaftlichen Zirkeln in Rendsburg gebannt. Einer meiner Freunde zeigte sie mir mit der Geberde tiefster Verachtung auf der Straße, und sagte mir, daß sie zwei heirathsfähige Töchter habe. Sonst sind übrigens dergleichen Fälle von Apostasie äußerst selten. In der Stadt Schleswig sind nur zwei Menschen, wurde mir dort von einem der geachtetsten Bürger versichert, welche mit den dänischen Beamten und ihrer Gesellschaft verkehren. Es sind der Maurermeister Jessen der Jüngere und der Kaufmann Nielsen, welche dafür in allgemeiner Verachtung stehen. In Schleswig ist diese Consequenz um so mehr zu achten, weil die Stadt unter dem Druck der dänischen Regierung außerordentlich leidet. Schleswig, die einst so schöne und blühende Stadt, welche ihre Bürger mit Stolz die „Stadt der Vereine“, die „Gartenstadt,“ den „Beamtenhain“ nannten, ist still und öde geworden, wie Venedig. Das Gras wächst auf dem Markte. Abends nach dem Dunkelwerden, wenn ich ausging, um noch einen Besuch zu machen, hörte ich den Schall meiner Tritte auf dem Pflaster! Niemand begegnete mir. Nirgends, in keinem Hause hörte ich Musik oder Gesang oder ein fröhliches Lachen. Ich hätte glauben können, ich ginge

durch die Straßen einer Stadt, welche kurz vorher durch eine ansteckende Krankheit verheert worden wäre. Ich dachte an Rom, wenn ich Abends vom spanischen Platze aus dem Hause des Dr. Pantaleoni durch die Via Condotti und über den Corso nach meiner Wohnung auf der Piazza Minerva zurückkehrte. Das Gespenst der Einsamkeit schritt neben mir, lautlos waren die dunklen Straßen; hie und da huschte ein Schatten an den hohen Häuserreihen entlang und nur der Klang der Tritte auf den Marmorquadern sagte mir, daß der Schatten einem lebenden Wesen angehöre, welches in der ewigen Stadt zu Hause eilte und sich scheu umsah, als wenn es verfolgt würde. So war es in Schleswig. Traurig schaut Schloß Gottorf mit seinen hellen Mauern und seinem glänzend schwarzem Dache auf die weißen, freundlichen Häuser und auf die stillen Straßen. Einst war es die Wohnung von Herzogen und Königen. Sorgsam wurde es in seiner burgartigen Gestalt erhalten. Die Dänen haben die hohen und prächtigen Räume, wo einst die Wiege ihres eigenen Königsgeschlechtes stand, in Kasernenstuben und Pferdeställe verwandelt. Es geschah das absichtlich, um auf diese Weise das Andenken an eine Zeit auszutilgen, wo Schleswig eigene Herzöge hatte. Oersted war derjenige, der diesen Vandalismus anordnete, dem die „Neue Preußische Zeitung" so oft Zeugniße ihres Wohlgefallens ausgestellt hat. Dann wurden der blühenden Stadt alle Jahre neue Schläge versetzt, um sie langsam zu ruiniren. Nach der Schlacht bei Idstedt wurden acht und sechzig Familien gezwungen, die Stadt zu verlassen und in die Verbannung zu gehen.

Manche wurden verbannt, andere zwang man durch alle erdenklichen Tracasserien und Quälereien. Die acht und sechzig Familien vertraten in Schleswig die Wohlhabenheit und die Intelligenz. Gerade deßhalb trieb man sie fort, weil man in der Intelligenz den Widerstand fürchtete. Nur drei Familien hielten tapfer aus. Sie blieben aus Princip und aus Consequenz, obschon ihnen alle Tage das Leben sauer gemacht wurde. Es waren die Familie des Advokaten Dr. jur. Heiberg, dessen Name unter den Schleswigschen Patrioten und Märtyrern oben an steht; der Justizrath Hancke, früher Obersachwalter des Herzogthums Schleswig, und der kürzlich in Itzehoe verstorbene würdige Advokat Reiche. Der Name der Grafen Baudissin hatte immer in Schleswig-Holstein guten Klang. Seit dem Jahre 1848 hörte man ihn überall da, wo für die Rechte des Landes gekämpft und gestritten wurde. General Graf Baudissin „De Ohle," der die Schlacht bei Idstedt, wäre er Obergeneral gewesen, nicht verloren haben würde, hieß mit Recht der Bayard der Schleswig-Holsteinischen Armee und schlug überall da, wo „Die Hannemänner" liefen. Adalbert, Graf Baudissin, zeichnete sich durch seine Tapferkeit als Rittmeister, an der Spitze seiner Schwadron bei Missunde aus. Die Gemahlin des würdigen Dr. Heiberg, deren Muth trotz aller Verfolgungen und trotz zehnjähriger dänischer Tracasserien und kleinlichen Nichtswürdigkeiten niemals gebeugt wurde, ist die Schwester des Grafen Adalbert. Dann, nach diesen Verbannungsdecreten, lag jahrelang der Belagerungszustand wie ein drückender Alp auf dem Leben der Stadt. Plötzlich wurden sämmtliche Oberbehörden nach

Flensburg verlegt oder gänzlich aufgehoben. Es gab in Schleswig zwei Aemter, ein Obergericht und eine Regierung. Von alle dem ist nur das eine Amt geblieben. Natürlicherweise erlitt die Stadt durch eine solche Maßregel eine bedeutende Einbuße an ihren Nahrungsquellen, abgesehen davon, daß eine Menge der intelligenten und das geistige Leben fördernden Personen der Stadt entzogen wurde. Schleswig war lange Jahre hindurch die Stadt des blühendsten Vereinswesens; ein ungemein strebsamer Geist, ein hoher wissenschaftlicher Sinn, ein feiner gesellschaftlicher Takt waltete in diesen jetzt so stillen Häusern und in diesen grünen, frischen Gärten. Die dänische Despotie ist wie ein eisiger Sturm über alle die Kreise gefahren, welche diesen strebsamen Geist förderten und die Keime dieser Bildung und dieses wissenschaftlichen Sinnes säeten. Die Zeit, welche dem Martialgesetz folgte, war für die Stadt schlimmer wie das Martialgesetz selbst. Es war die Zeit der willkürlichsten Polizeiregierung, welche noch heute unter der würdigen Leitung des Polizeimeisters und Bürgermeisters Jörgensen in Schleswig in einer Art und Weise schaltet, wie ich sie nur unter der tollen Regierung des Re Bombino in Neapel gesehen habe. Ich werde August Jörgensen, diesem Prototyp aller dänischen Polizeimeister und Beamten, ein besonderes Kapitel widmen. „Hat Euch mein Vorgänger mit der Peitsche gezüchtigt — dies war der Polizeimeister Koch — so will ich Euch mit Scorpionen züchtigen!“ sagte er beim Antritt seines Amtes, und es begann die kleinlichste Verfolgung, welche man sich nur denken kann. Polizeidiener drangen in die Woh-

nungen und rissen die Bilder der Familienmitglieder von den Wänden, welche in der „Insurgentenarmee" gedient hatten. Das Lied vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein wurde mit Gefängniß bei Wasser und Brod bestraft. Es wurde der Thatbestand eines neuen Verbrechens „das Verbrechen der Mißlichkeit" — man meinte damit „das Verbrechen der Mißliebigkeit" erfunden und es steht mit dem unter den tollen Herzogen von Parma und Modena in den Staaten von Este mit schwerer Strafe bedrohten Verbrechen der stummen Demonstration einer strafbaren Gesinnung auf derselben Stufe. Die Verurtheilungen in Brüche wurden bis zur Tollheit ausgesprochen. Polizeimeister Koch verurtheilte an einem Tage zweihundert Bürger, jeden zu drei Reichsbankthaler Strafe, weil sie die Straße nicht vorschriftsmäßig gereinigt hätten. Als Graf Karl Moltke an die Regierung kam, sagte Graf Baudissin auf Borstel zu ihm: „Sie werden doch nun wohl diese Schofels von Beamten absetzen, welche Tillisch in das Land gebracht hat, Herr Graf?" „„Wissen Sie, Herr Graf,"" erwiederte der neue Minister, „„die Moralität dieser Leute geht mich nichts an; es kommt mir nur auf die dänische Gesinnung an. Aber mit diesen Advokaten kann ich nicht regieren, die werde ich absetzen!""" Es wurden dann auf einmal zwanzig Advokaten in Schleswig ohne jeden Rechtsgrund aus ihren Aemtern entlassen. Es trat eine Zeitlang ein vollkommenes Justititum ein. Das Dänenthum hatte auf Schleswig immer einen ganz besonderen Haß, weil sie die Stadt mit Recht für den Centralpunkt der deutschen Opposition gegen ihre Danisirungs-Bestrebungen

ansahen. Schleswig sollte und mußte ruinirt werden, deshalb wurde die Eisenbahn von Rendsburg nach Flensburg auch nicht über Schleswig gelegt, sondern man überließ es der Stadt, sich eine Zweigbahn zu bauen, wodurch sie natürlich noch mehr aus dem industriellen und commerziellen Verkehr im Lande herausgedrängt wurde.

Der Zweck und das Ziel aller dieser Bestrebungen ist vollkommen erreicht. Schleswig ist eine stille Stadt geworden. Alle eigene Nahrungs- und Erwerbsquellen sind versiegt. Die Bauern von Angeln und Schwansen, welche hier ihre Bedürfnisse einkaufen, sind an die Stelle der Fürsten und ihrer Statthalter getreten, welche einst in Schleswig Wohlstand und Wohlhabenheit verbreiteten. Aber der Handwerker, der kleine Bürger, ist nach und nach in eine sehr traurige Lage gerathen. Die dänischen Militair- und Civilbehörden lassen jedes paar Stiefel und jeden Rock, den sie brauchen, in Kopenhagen anfertigen. Wenn das Brod, was die Soldaten in dem zur Kaserne gewordenen Schlosse von Gottorb essen, nicht durch den Transport zu alt würde, sie würden es in Kopenhagen backen lassen. Aber um desto mehr gereicht es den braven Bürgern von Schleswig zur Ehre, daß sie trotz der Noth und der Armuth, welche täglich in der Stadt weiter um sich greift, mit standhaftester Consequenz in ihrem Widerstande beharren. Jene beiden Männer, welche ich oben nannte, wurden mir mit dem Ausdruck tiefster Verachtung als die einzigen genannt, welche mit den Dänen verkehren. Die Anderen würden lieber hungern, als daß sie sich an ihre Feinde wendeten, um Arbeit und Ver-

dienst zu erlangen. Für die Offiziere und Beamten haben sie keinen Gruß, nur den Blick der Verachtung und gänzliches Ignoriren. „Warum haben Sie denn heute so früh die Thüre geschlossen?“ fragte ich Abends — es war noch nicht neun Uhr — den Besitzer eines Bierhauses, wo ich ein Glas Bier trinken wollte, als ich nach vielem Klopfen und Rufen Einlaß erlangt hatte. „Ich hörte,“ erwiederte mir der würdige Mann, „es wollten heute Abend zwei dänische Offiziere das Bier bei mir versuchen, da löschte ich schon um acht Uhr die Lichte aus und verschloß alle Fenster und Thüren; sie brauchen kein Bier zu trinken, wenigstens das Meinige nicht!“ Ich hörte einige Male die Musikbande des in Schleswig garnisonirenden Regiments öffentlich Musikstücke aufführen oder vor der Wohnung der Offiziere Ständchen bringen. Aber ich war immer der einzige Zuhörer. Rund herum auf dem Platze war es ganz menschenleer, nicht ein Kind, nicht eine alte Frau, nicht ein Dienstmädchen oder Schusterjunge zeigten sich. Die Thüren und Fenster der Häuser waren fest verschlossen. Dann ging auch ich fort. Ich wollte den dänischen Offizieren doch nicht das Vergnügen machen, daß sie sagen konnten, sie hätten heute einen Zuhörer gehabt. So weit haben die Lombarden und Venetianer ihre Consequenz im passiven Widerstand nicht getrieben. Aber sogar in den Herzen der Kinder lebt dieser Widerwille und dieser Haß gegen Alles, was Dänisch heißt. Die Schüler der gänzlich dänisirten Domschule in Schleswig, hatten kürzlich ihr jährliches Vogelschießen. Da die Schule keine Vogelstange besaß, so wendete sich der Rec-

tor an den Vorstand der Realschule, um eine Vogelstange zu leihen. Der Vorstand lieh ihm die Vogelstange der Schule. Am Tage des Vogelschießens kam die Sache zur Kenntniß der Schuljugend, welche ein kurzes und summarisches Verfahren beschloß, um sich wieder in Besitz ihres ohne ihre Zustimmung verliehenen Eigenthums zu setzen. In hellen Haufen zogen die Knaben auf den Schießplatz. Es entstand eine kurze Prügelei. Der Sieg war auf Seiten der Realschule, indem der größte Theil der Domschüler sofort zu ihr überging, und triumphirend wurde die deutsche Vogelstange zurückgebracht.

Ich habe diese Einzelnheiten aus dem Widerstande der braven Schleswiger gegen das täglich dreister auftretende Dänenthum nur deßhalb hervorgehoben, um nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, mich bei der Besprechung der Zustände in jeder Stadt und in jedem Dorfe Schleswig-Holsteins zu wiederholen. Ueberall fand ich denselben Widerstand, wie in Schleswig, dieselbe zähe Consequenz, sich die Dänen und ihre gesellschaftlichen Beziehungen vom Halse zu halten und mit ihnen durchaus nicht zu verkehren. So war es in Itzehoe, in Husum, in Eckernförde, in Glücksstadt, in Tondern, in Apenrade und in Hadersleben! Ein Fabrikant in Itzehoe versicherte mich, daß kein Dienstmädchen und keine Köchin, welche noch irgend etwas auf sich halte, sich mit einem dänischen Soldaten abgebe. Sie seien gezwungen, sich ihre Liebschaften unter dem verkommensten Fabrikproletariat oder für dänische Reichsmünze zu suchen. Ich habe auch niemals einen dänischen Offizier oder Soldaten mit einem Mädchen am Arm oder in Gesell-

schaft eines Bürgers auf der Straße oder an einem öffentlichen Vergnügungsort gesehen. In der Nähe von Flensburg ist ein sehr schön gelegener und stark besuchter Biergarten. Der Besitzer desselben veranstaltet zuweilen an Sonntagen Festlichkeiten mit Feuerwerk, Seiltänzern, akrobatischen Künstlern und alledem, was dazu gehört. Ich besuchte an einem Sonntage den Garten, wo die Bemühungen des Besitzers durch das schönste Wetter und durch einen außerordentlich zahlreichen Besuch der Flensburger Bürger gekrönt wurden. Tausende von fröhlichen und sonntäglich geputzten Menschen spazierten in den Gängen und Alleen umher, oder drängten sich um die im Freien improvisirten Schaubühnen. Zwischen ihnen stand oder ging hie und da ein dänischer Soldat und Offizier in der dänischen Infanterie-Uniform. Aber er ging immer allein. Wo er stand, war es leer um ihn. Man scheute sich sogar, im Vorübergehen seine Kleider zu streifen. Und Flensburg ist gerade nicht so consequent und zähe gewesen im passiven Widerstand, wie die anderen Städte. Die industriellen und kommerziellen Beziehungen machen manche Berührungen, von denen man in anderen Orten nichts wissen will, nothwendiger. Ich kann nicht leugnen, ich habe diese unglücklichen jütischen Soldaten und diese Offiziere oft im Stillen bedauert. Es ist eine harte Aufgabe, Jahre hindurch als Paria in der Gesellschaft zu leben und lediglich auf den Umgang mit wenigen Kameraden und Beamten beschränkt zu sein. Die Wahrheit zwingt mich zu der Erklärung, daß die Offiziere und Soldaten zu ihrer Isolirung keine Veranlassung gegeben haben. Als kurz nach der Schlacht

bei Idstedt das Land in einer so schmählichen Weise preisgegeben wurde, sind allerdings Brutalitäten vorgefallen. Ich will nur die Verwüstung und Zerstörung der Gräber schleswig-holsteinischer Krieger auf dem schönen Friedhofe von Flensburg erwähnen. Später haben sich die dänischen Soldaten dergleichen Dinge nicht mehr zu Schulden kommen lassen. Außer hie und da einige unbedeutende Reibereien wegen des Gesanges des „tappern Landsoldaten," kann man über das Benehmen der dänischen Garnisonen nicht klagen. Die Zeiten, wo ein fanatisirter Mensch, der den Radetzky im Kleinen zu spielen versuchte, den Bauern in Angeln befahl, den Hut vor jedem dänischen Soldaten abzuziehen, sind lange vorüber. Von Oberst Wilster und Oberst du Plat, obschon Ersterer noch heute Commandant von Schleswig ist, lebt nur die Erinnerung. Die dänischen Offiziere betragen sich höflich und sogar zuvorkommend. Trotz alledem hat das freundlichste und gefälligste Benehmen sie auch nicht um einen Schritt im gesellschaftlichen Verkehr weitergebracht. Derselbe Widerstand, dieselbe Kälte, dasselbe Ignoriren, tritt ihnen noch heute ganz in derselben Zähigkeit entgegen, wie vor zehn Jahren nach den unglückseligen Schlachten von Idstedt und Friedericia. „Die armen Menschen müssen sich ja entsetzlich langweilen," sagte ich zu einem Handwerker, mit dem ich in Rendsburg vor dem Gasthofe stand, als ich zwei Soldaten allein über den Platz schlendern sah, „was thun die Menschen nun außerhalb ihrer Dienststunden, da doch Niemand sie hier ansieht, geschweige denn mit ihnen umgeht?" „„Nun, was sie thun,"" fuhr er mich an, „„was geht das Uns an, sie

sitzen in ihren Baracken, saufen Schnaps, fressen Kommisbrod, das ist ja gut genug für sie, wir wollen nichts mit ihnen zu thun haben!““ In einer Hausthüre in Eckernförde stand ein Knabe von vielleicht sechs Jahren, und schaute, sein drei- oder vierjähriges Schwesterchen an der Hand, auf die Straße, als eine Kompagnie Soldaten, Musik voran, vorüber zog. Plötzlich verfinsterte sich das fröhliche Gesicht des Knaben. Er zog das kleine Mädchen in das Haus und ich hörte, wie er sagte: „Komm, das ist schlechte Musik! die darfst Du nicht hören!“ Dann sah ich die Hausthür sich schließen. Ich dachte an die Kinder in Venedig, welche ich auf den Marmorfliesen einer zu dem Markusplatz führenden, engen Straße, ein Spiel hatte spielen sehen, in dem sich der Haß, der in ihrem Kindesherzen lebte, gegen Oesterreich aussprach. In Wyk, auf der Insel Föhr, prügelten sich zwei Knaben am Strande. „Du bist ein Däne!“ rief der Kleinere und schlug tapfer auf den Anderen los. Bald erhielt er Succurs, auch dem dänischen Knaben kamen die Kinder einiger in Wyk badender dänischer Familien zu Hülfe. Die Prügelei nahm größere Dimensionen an, da machten die deutschen Kinder unter dem Rufe: „Haut die Hannemänner!“ einen neuen, heftigen Angriff, der einen siegreichen Erfolg hatte. Die dänischen Kinder nahmen die Flucht und überließen ihren kleinen Gegnern den Platz.

Die dänischen Offiziere und Soldaten müssen den Haß mit ausessen, den die Beamten, Pfarrer und Schullehrer täglich ihrer Regierung einbrocken. Die gegenseitige Stimmung unter den Offizieren und Beamten ist

deßhalb auch gar keine erfreuliche. Daß Niemand im Lande mit den dänischen Bürgermeistern, Hardesvögten, Polizeimeistern, Actuarien, und wie sie alle heißen, verkehrt, bedarf wohl keines Wortes; denn sie sind es, welche diesen zehnjährigen Haß und diesen consequenten Widerstand geweckt und durch tägliche Erpressungen, Gewaltthaten und Tracasserien jeglicher Art vergrößern. Ich werde von ihnen später sprechen. Sie verdienen ein eigenes Kapitel. Es ist das ausgesuchteste Gesindel, was von Kopenhagen alle Jahre nach dem unglücklichen Schleswig geschickt wird. Sie kommen mit der Absicht dick und fett zu werden, Geld zu verdienen und sich, soviel es irgend geht von ihren Stellen zu mästen. „Levebröder" nennt sie das Volk, weil sie, um das „Levebrod" (das Brod zum Leben) zu essen, ins Land kommen. Ich habe die Priesterregierung in Rom kennen gelernt. Ich habe gesehen wie die Pfaffenbeamten des Papstes in den römischen Staaten ihre Aemter verwalten. Ich sah die Beamtenwirthschaft des Re Bombino, des grausamen und halbblödsinnigen Franz von Bourbon, früheren Königs beider Sicilien. Sie wetteiferten in Rom und Neapel mit einander an Ignoranz, an Gemeinheit und in den schmutzigsten Mitteln, um aus ihren Aemtern soviel Geld zu ziehen wie irgend möglich. Wahrhaftig, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, die dänischen Beamten, Pfarrer und Schulmeister stehen mit den Römischen und mit den früheren Beamten der Bourbonen in Neapel ganz auf derselben Stufe. Täglich habe ich unglaubliche Dinge in Schleswig gesehen und gehört, und wenn ich mich genau erkundigte, so war Alles wahr, Nichts war übertrieben.

In Kopenhagen versicherte man mich, daß nur der niedrigste Ausschuß der dänischen Candidaten der Jurisprudenz und Theologie nach Schleswig gehe. Männer, welche noch Begriffe von Ehre hätten, gäben sich zu dem, was man in Schleswig von ihnen verlange, nicht her. Ich habe mich in Schleswig in hundert Fällen durch die genauesten Erkundigungen, welche ich an Ort und Stelle eingezogen habe, überzeugt, daß man mir in Kopenhagen die Wahrheit sagte. Ich werde sie namentlich nennen, diese Pastore, diese Lehrer, diese Polizeimeister und Hardesvögte und specielle Charakteristiken ihres Lebens und Treibens geben. Der erbitterte Haß, die grenzenlose Verachtung, der zäheste Widerstand, der ihnen überall in Schleswig-Holstein entgegentritt, ist da natürlich und vollkommen an seinem Platze. In den verächtlichsten Worten habe ich vom Morgen bis Abends von diesen Creaturen sprechen hören und in der verächtlichsten Weise werden sie behandelt.

Und ihr, ihr braven Bauern in Angeln, ihr Männer von Geltingen, von Sörup, von Uelsby, von Müllmark, von Satrup, wie soll ich Euch loben? Ich bin nicht im Stande, mit Worten Eure Consequenz, Eure Zähigkeit, Euere Standhaftigkeit im Widerstande gegen das Gesindel, was man Euch aus Kopenhagen an die Stelle Eurer würdigen und braven Pastore setzte, welche man aus dem Lande in's Exil gejagt hat, und was auf Euren Kanzeln predigt, in Euren Amtsstuben Euch brüchtet, in Euren Schulen Eure Kinder lehren will, zu schildern. Ihr zeichnet Euch aus durch kirchlich-religiösen Sinn, durch rechtliche Gesinnung, durch Wahrheit und Aufrich-

tigkeit in Eurem ganzen Wesen; Ihr hinget mit so großer Liebe an Euren früheren Predigern, Ihr hörtet sie so gern Sonntags von der Kanzel Euch das Wort Gottes verkündigen. Und nun geht Ihr gar nicht mehr zur Kirche. Ihr habt vergessen, ob dänischer oder deutscher Sonntag ist. Vergebens tönen die Glocken am Sonntag-Morgen über den See, ihre Klänge verhallen im Winde, Euch rufen sie nicht mehr in das Haus Gottes. Ihr wollt die Pfaffen, von denen Ihr mir so oft sagtet, daß sie nicht einmal Menschen, viel weniger Pastore seien, weder in dänischer noch in deutscher Sprache das Evangelium verkünden hören. Mit Recht sagt Ihr, daß die Worte des Heilandes in dem Munde dieser Leute beschmutzt werden, und daß es Euch anekelt, die ewigen Wahrheiten der christlichen Religion von derartigen Subjekten aussprechen zu hören. Lieber bleibt Ihr zu Hause und haltet Eure Sonntagsandacht allein mit dem Gesangbuch. In den Kirchen predigt der Pastor vor tauben Wänden. Niemand hört ihn, als sein ebenso erbärmlicher Küster, ein oder zwei dänische Beamte des Distrikts und die unglücklichen Schulkinder, welche mit der Ruthe von den kläglichen Subjekten, welche man Euch als Schullehrer in das Land geschickt hat, zur Kirche getrieben werden. Aber zuweilen ist es nicht möglich diese in die Kirche zu bringen. Der Pastor steht auf der Kanzel, er sieht sich um, und erblickt keinen einzigen Zuhörer, als seinen Küster. Er steigt dann wieder von der Kanzel, geht hinaus und der Küster schließt die Kirche. Ihm, dem Pastor, ist das ganz einerlei. Er ist ja nur Pfarrer geworden, um die tausend oder zweitausend Thaler, welche ihm die Pfarre einträgt, zu ver-

prassen. Die Religion Christi kümmert ihn gar nicht. Ehrgefühl hat er auch nicht. Sonst ginge er und sagte den Leuten in Kopenhagen, daß Ihr ihn nicht wollt, und daß Ihr ihn verachtet, und daß er, wenn er überhaupt predigen wolle, in einer ganz leeren Kirche vor dem Küster predigen müsse. Er tröstet sich über die Verachtung, welche Ihr ihm alle Tage im reichlichsten Maaße zu erkennen gebt, bei der Flasche mit einem eben so verächtlichen Kollegen, wie er selbst ist, den er im benachbarten Kirchspiel aufsucht, und sie erzählen sich von den ungerechten Sporteln, welche sie Euch bei jeder Gelegenheit abtreiben, oder sie spielen Karten, oder singen unzüchtige Lieder. Das ist ihre Sonntagsfeier! Aber es ist traurig wenn Ihr da vor der Kirche steht, wo der dänische Pastor zu seinem Küster und zu Euren Kindern predigt, von derselben Kanzel, wo vor zehn Jahren der würdige und gelehrte Pfarrer stand, der Euer Aller bester Freund war, den Ihr liebtet, wie einen nahen Verwandten, der Eure Kinder einsegnete, dessen Zuspruch Euren Geschiedenen die Sterbestunde leicht machte, und von dem Ihr mir erzähltet, wie er weit weg in der Verbannung lebe und wie er Sonntags die Glocken in Frankreich läuten höre über die deutsche Grenze, an der er eine kleine Pfarre habe, und wie Ihr alljährlich ihm ein Geschenk an Gelde schicktet, weil seine neue Pfarre so klein und so ärmlich sei, bis er einst wiederkomme nach Angeln und wieder in Eurer Kirche das Wort Gottes predige. Dann würdet Ihr alle in die Kirche kommen und die Kirche und das Pfarrhaus mit Blumen und grünem Laube schmücken. Leider zwingen die Gensd'armen Euch,

Eure Kinder taufen zu lassen, sonst ließet Ihr sie gar nicht taufen, nur, um diese „schwarzen Gensd'armen," wie Ihr diese dänischen Prediger nennt, nicht in Eurem Hause zu sehen, aber wenn die Taufhandlung vorüber ist, der Ihr mit Widerwillen beiwohnt, dann legt Ihr dem Pastor seinen Reichsbankthaler auf den Tisch und sagt: „da haben Sie Ihr Geld, stecken Sie's ein, der Wagen steht vor der Thüre, Sie können auf der Stelle abfahren." Und Eure Kinder! die schickt Ihr in die Fremde nach Deutschland, in deutsche Erziehungsanstalten, oder zu einem deutschen Pastor, wenn Ihr irgend die Mittel erschwingen könnt, um sie nicht von den dänischen Schullehrern, welche übrigens dümmer und roher sind wie Eure dümmsten und rohesten Knechte, unterrichten — und prügeln zu lassen. Noch einmal drücke ich Euch im Geiste die Hand, wie ich es so oft that, als ich bei Euch war und Euren hochherzigen Widerstand sah, den Ihr zu Deutschlands Ehre von Morgen bis zum Abend alle Tage diesem Gesindel entgegensetzt, welches Euch martert und Euer Geld stiehlt. Zu Deutschlands Ehre, Deutschland, welches Euch verlassen hat! Ihr erschienet mir so groß, so hochherzig, so tapfer, wie jene unglücklichen venetianischen Männer, welche Oesterreich jetzt quält und martert, wie Euch die Dänen. Aber die Stunde der Befreiung wird auch von Euren Kirchthürmen läuten, wie die Stunde der Erlösung von Campanile San Marco für die trauernde Königin des Adriatischen Meeres. Dann werde ich wiederkommen nach Angeln und werde Euch aufräumen helfen unter diesem Gesindel, von dem Ihr mir so oft, Thränen in Euren männlichen Augen

sagtet: „das sind nicht einmal Menschen, viel weniger Lehrer und Pastore!“ Bis dahin werde ich in Deutschland von Eurem Elend, von Euren Schmerzen und von Eurem mannhaften Widerstande sprechen und für Euch das Wort führen, wie ich es für Italien thue.

Die Dänen gerathen übrigens in Schleswig-Holstein über diesen consequenten und mannhaften Widerstand, der ihnen unaufhörlich von der ganzen Bevölkerung entgegengesetzt wird, nachgerade außer sich. Sie verhehlen sich nicht im Mindesten, daß sie sogar in den dänisch redenden Districten, an der Grenze Jütlands, in den letzten zehn Jahren bedeutend an Terrain verloren haben. Sie greifen deßhalb zu den unsinnigsten Mitteln, um den Widerstand zu brechen, erreichen aber dadurch nur das Entgegengesetzte, das tägliche Wachsen der Erbitterung. Die Presse im Lande ist vollständig geknechtet und darf nicht reden, wogegen die eiderdänische Presse in Kopenhagen Deutschland und Europa über die Stimmung im Lande zu täuschen versucht. Vor einigen Monaten wollte man einen Hauptcoup versuchen, um durch möglichste Ausbeutung desselben Europa zu überzeugen, daß Schleswig nun endlich dänisch geworden sei. Man arrangirte im nördlichen Schleswig eine Vergnügungsfahrt nach Kopenhagen zu äußerst billigen Preisen. Beköstigung, Aufenthalt und Vergnügen hatten die Reisenden umsonst. Man wollte die Leute durch das Vergnügen locken und später die Fahrt als politische Demonstration ausbeuten. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht; die pfiffigen Dänen hätten doch wissen sollen, daß man in Schleswig-Holstein gar nicht zum Vergnügen nach

Kopenhagen reist, sondern daß eine Reise nach Kopenhagen eine saure Aufgabe ist, eben so sauer, wie überhaupt den sehr steifen Nacken zu beugen. Man konnte Nichts zu der Vergnügungstour zusammenbringen, als einige hundert Menschen, welche aus dänischen Beamten, abhängigen Leuten und dem niedrigsten Gesindel bestand, welches in den Nordschleswigschen Städten zusammengetrieben war. Ich habe mich in Flensburg und Kopenhagen ganz genau nach den Bestandtheilen dieses Argonautenzuges erkundigt. Sogar in Kopenhagen sagten mir eingeborene Dänen, die Vergnügungsreisenden hätten aus Gesindel bestanden. Man sei in der Stadt froh gewesen, als man sie wieder los gewesen wäre. Die eiderdänische Presse beging nun noch die Taktlosigkeit, obschon sie vollkommen unterrichtet war, daß der Versuch verunglückt sei, trotzdem die Vergnügungstour als politische Demonstration auszubeuten. Da wurde in Schleswig eine wirkliche Demonstration nach Kiel beschlossen, um durch eine Thatsache von Bedeutung Europa zu zeigen, daß der Widerstand gegen das Dänenthum in Schleswig-Holstein nicht erloschen sei, daß das ganze Land von der Elbe bis zur Königsau, deutsch sei, wie immer, wie vor zwölf Jahren. Die Demonstration stieß auf große Schwierigkeiten. Man konnte sie nicht öffentlich ankündigen, weil, so wie die dänische Regierung unterrichtet war, sie mit Soldaten und Gensd'armen Widerstand geleistet hätte. Heimlich ging die Kunde von Haus zu Haus, von Hof zu Hof. Am 25. August fand die Demonstration statt. Noch in der Woche, welche diesem Sonntage vorher ging, war die ganze Sache so

ungewiß, daß ich in Flensburg aufgab, mir telegraphisch das Resultat nach Kopenhagen zu melden. Erst am Sonnabend Morgen erhielt ich die bestimmte Nachricht vom Festlande, daß der Sonntag als der Tag der Demonstration beschlossen sei, und ich fuhr in der Nacht über das Meer, um am anderen Morgen in Kiel zu sein.

Und am Sonntag Morgen, nachdem es die ganze Woche hindurch geregnet hatte, stieg die Sonne leuchtend und glänzend aus dem blauen Spiegel der Ostsee hinauf und ein azurblauer Himmel ohne Wolken und Nebel, wölbte sich über die in allen Straßen und Häusern mit Blumen und Laubgewinden geschmückte Stadt Kiel. Der Himmel und die Erde hatten sich geschmückt und ihr schönstes Gewand angelegt, wie die Menschen, um das neue Verbrüderungsfest Schleswig-Holsteins zu feiern und Deutschland zu beweisen, daß der Muth und der Widerstand nicht erloschen sei in den Herzogthümern, und daß die Dänen gelogen hatten, als sie vor vier Wochen behaupteten, Schleswig sei dänisch geworden. Da rollten hundert Wagen in die Thore der Stadt, und herabstiegen die Männer von Eckernförde, von Rendsburg, die Gutsbesitzer und Bauern aus der Umgegend. Um zehn Uhr schwamm ein großes Dampfschiff die Ostsee hinab, und als es am Strande, da wo die Eichen und Buchen im Düsternbroock die grünen Hügelreihen umschatten, nach dem Hafen fuhr, da ertönte ein Schuß vom Verdeck und tausendstimmiger Jubel erscholl auf den Hügeln. Der Schuß war das Zeichen, daß das Schiff die Männer von Flensburg, von Apenrade, von Hadersleben und von Tondern führe. Heraus stiegen fünfhundert und fünfzig

Männer, um Zeugniß abzulegen, daß das ganze nördliche Schleswig deutsches Land und nicht dänisch geworden sei. Eine Stunde später rollte ein unendlicher Zug von Wagen auf der von Norden führenden Eisenstraße in den Bahnhof, und aus den Wagen stiegen Tausend Männer aus allen Städten Holsteins, des südlichen und des mittleren Schleswig, um Zeugniß abzulegen, das Schleswig-Holstein deutsches Land sei, nach wie vor, daß es es nicht dänisch geworden sei, sondern mannhaften Widerstand leiste, nach wie vor, zu Deutschlands Ehre. Und als am Mittag beim festlichen Mahle Zweitausend zu Tische saßen und die Städte aufgerufen wurden, wie einst die Gemeinden der Schweiz in der stillen Mondscheinnacht auf der grünen Wiese an dem dunkeln, tiefen See der vier Waldstädte, wo die Schneehörner hineinschauen und ihre mit blitzenden Eiskronen geschmückten Häupter in den smaragdenen Fluthen spiegeln, da antworteten sie alle, die alten Städte der Holsten, der Friesen, der deutschen Männer, welche bis zu den jütischen Haiden, bis zur Königsau wohnen. Keine einzige fehlte. Jede hatte ihre Vertreter gesandt. „Hätten wir's nur gewußt," sagten mir die Bauern in Angeln acht Tage später, „zu zehntausend wären wir gekommen, mit unseren Frauen und Kindern!" Und dann sprachen sie zu den Brüdern und forderten sie auf, standhaft im Widerstande zu verharren, bei Deutschland und gegen Dänemark, die Schleswiger und die Holsteiner, die einen für die andern, niemals dürfe Schleswig-Holstein getheilt werden, es sei ein und dasselbe Land, von der Elbe bis zur Königsau, die Hansen von Grumbye, die Thomsen von Oldensworth,

Lange aus Kiel, Wiggers aus Rendsburg, Beireis aus Flensburg, Graf Rantzau, Advokat Rendtorff, und als am Abend die prächtige Buchen- und Eichenallee, welche von dem Orte der Feier nach der Stadt führt, in rothen und blauen bengalischen Feuern glänzte, als der Mondkronleuchter die blauen Fluthen der Ostsee mit goldenen Reflexen überrieselte, als alle Fenster in Kiel ein Meer von Licht ausstrahlten, daß es so hell war wie an einem funkelnden Sonnentage, da zog ein unabsehbarer Zug von Menschen nach der Stadt zum Hafen und zum Bahnhofe, um die Brüder aus Schleswig zu geleiten, da ertönte der Gesang des Schleswig-Holsteinliedes, welches vor zwölf Jahren auf den Schlachtfeldern gesungen war, im Zuge, und ein ganzes Land legte Zeugniß ab, daß die in Nordschleswig arrangirte Tour nach Kopenhagen, eine dänische Lüge gewesen sei, daß Schleswig-Holstein mannhaft Widerstand leiste, und jeder Deutsche in den Herzogthümern für den Wahlspruch, der in weithinleuchtenden Gasflammen über mehreren Thüren strahlte, weiter kämpfen werde:

„Op ewig ungedeelt!“

Zweites Kapitel.

Eine Fahrt durch Angeln.

Das Land Angeln und dessen Bewohner. Einführung des dänischen Schulunterrichts und dänischer Predigten in 5 Städten und 48 Kirchspielen. Allgemeine Physiognomie Schleswig-Holsteins. Im Staatszimmer eines Schleswig'schen Bauern. Die Vertreibung der Prediger aus Schleswig. Pastor Hartnack in Norderbrarup. „Da liegt er in seine schwarze Kiste." Hansen in Kappeln. Die Schullehrer. Petersen in Moor-Kirchholz. Der Schullehrer in Maasholm. „Wer is de Hähr, de is wol uht Berlin." Die mißtrauische Reisegesellschaft. Der Oberpolizei-Verwalter Hagemann. Pastor Valentiner in Leipzig. Pastor Hansen in Geltingen. Die schwarzen Gensd'armen. Der Swinemartens. Pastor Thieß in Kappeln.

Das Land, was im Volksmunde Angeln heißt, ist einer der interessantesten Districte Schleswig-Holsteins. Angeln wird im Norden von der Flensburger Föhrde, im Osten von den Wellen der Ostsee, im Süden von der Schley, im Westen von der Eisenbahnlinie begrenzt, welche Schleswig mit Flensburg verbindet, und hat einen Flächeninhalt von ungefähr 15 Quadratmeilen. Der Boden ist außerordentlich ergiebig. In Angeln sieht man

die stolzesten Bauernhöfe, die stattlichsten Dörfer, die wohlhabensten und schönsten Kirchspiele des Landes. „Wir sind so wohlhabend und der Boden ist so ergiebig, daß man uns gar nicht ruiniren kann; sonst hätten uns die Dänen längst ruinirt," sagten mir häufig die Bauern in Sörup, Geltingen und Satrup, wenn ich mit ihnen über das Land und über die dänische Wirthschaft sprach.

Aber noch weit interessanter, wie das Land, sind seine Bewohner. Welch ein Kern im deutschen Bauerstande liegt, und welcher Entwicklung dieser Bauerstand fähig ist, daß kann man in Angeln sehen. Die Angler oder die Angeliter, wie sie sich selbst nennen, sind melancholischen Temperaments. Sie sprechen mit besonderer Vorliebe von religiösen Gegenständen und denken oft und viel an den Tod; Mancher läßt sich seinen Sarg bei Lebzeiten kommen und in die Stube stellen und Frauen und Mädchen in blühender Jugend, nähen sich oftmals das Sterbehemd. Wie auf den windumrauschten Orkneys-Inseln und auf den braunen Haiden Schottlands sieht das innere Auge des melancholischen Anglers häufig das Zukünftige, was der schaffende Weltgeist sonst dem Auge des Erdenbewohners zu seinem Glücke verborgen hat. Auf diesem idyllischen Hügellande mit seinen dunkellaubigen Erlen und spitzblättrigen Eschen, überall von hohen Knicks durchzogen, welche wie dunkle Laubgewinde auf dem sonnigen, weichen, grünen Wiesenteppich liegen, zwischen diesen reichen, gelben Getreidefeldern, diesen dunkeln Buchenwäldchen, diesen reichen Gehöften und alterthümlichen Kirchen waltet „das zweite Gesicht"; hier erscheint manchem die „Fata Morgana" der Seelen, und enthüllt ihm

die Zukunft in Feuerflammen, welche aus einem Dache emporschlagen, in Leichenzügen, in denen er die Gestalten seiner Nachbarn und Freunde erkennt, und in Schlachtbildern, welche ihm die Befreiung seines Landes verkünden. Der Angler ist gescheut, ein Mann von schnellen Begriffen; er faßt leicht auf, orientirt sich schnell, hat ein großes Talent zur Selbstverwaltung seiner eigenen Gemeinde-Angelegenheiten, liest viel und unterrichtet sich gern. Die Schulen waren in Angeln immer besser im Stande, wie überall in Schleswig; fleißig werden Zeitungen und Journale gelesen; die Wohlhabenden schaffen sich kleine Bibliotheken an, und man begegnet einer Kenntniß der politischen Verhältnisse, welche oft in Erstaunen setzt. Mit diesen hervorstechenden Eigenschaften des Verstandes vermischt sich eine übergroße Vorsicht, welche oft in Mißtrauen ausartet aber sofort in das vollkommenste Zutrauen umschlägt, sobald dies Vertrauen einmal gewonnen ist, und eine überaus große Hartnäckigkeit, welche ihnen in ihrem jetzigen Widerstande gegen das Dänenthum vortrefflich zu statten kommt. Der frühere Hochmuth der Hufner, der Hofbesitzer gegenüber den Käthnern, ist ganz verschwunden; wenigstens habe ich keine Spur davon entdecken können; aber er ist in Stolz und Hochmuth den Dänen gegenüber, umgeschlagen. In Angeln erschienen mir die Bauern wie die Sieger, die Dänen wie die Besiegten. Sie betrachten die dänischen Beamten, Pfarrer und Schullehrer, welche ihnen von den Inseln in's Land geschickt sind, um sie zu regieren und zu brüchten, wie elendes, armes Gesindel, welches lediglich gekommen ist, um sich in seiner Armuth satt zu fressen, und sprechen von

ihnen nur mit größter Verachtung. Leider haben die braven Angler in dieser Anschauung vollkommen Recht. Der Angler ist ferner sparsam, er ist ordentlich; aber er ist kein Filz. Die Gastfreundschaft in Angeln ist unbegrenzt. Für die Vertheidigung ihrer Rechte ist diesen herrlichen Bauern kein Opfer zu groß. Den Armen wird überall geholfen. Dabei sieht man und liebt man den Luxus in schönen und geräumigen Bauten, in prächtigen Möbeln und Kleidern, in stattlichen Pferden, in reichbesuchten Hochzeiten, Kindtaufen und Fahrten auf Besuch. Mahagony Möbeln, Uhren, bequeme Sessel und Sopha's und Schaukelstühle, Pianino's und elegante Schreibtische fand ich in den meisten dieser Bauerhöfe, welche in gefälligen Formen gebaut und durchweg zierlich und reinlich gehalten sind.

Ich weiß nicht, ob es in Deutschland bekannt ist, daß in den Jahren 1850 und 1851 trotz der im Jahre 1852 zu Stande gekommenen Verhandlungen Dänemarks mit Preußen und Oesterreich, als Mandatare des deutschen Bundes, in denen ausdrücklich die Selbstständigkeit Schleswigs und die vollständige Gleichberechtigung der deutschen und der dänischen Nationalität in Schleswig versprochen wurde, durch eine Reihe von Verfügungen Seitens der dänischen Regierung in 5 Städten und 48 ländlichen Kirchspielen in Schleswig an Stelle des deutschen Schulunterrichts der dänische Schulunterricht und an Stelle des deutschen der dänische Gottesdienst in der Art eingeführt wurde, daß in den Städten an allen Sonntagen sowohl deutsch wie dänisch gepredigt wird, in den Landkirchspielen aber der Gottesdienst abwechselnd einen

Sonntag deutsch, einen andern Sonntag dänisch ist. Für die Gesetzmäßigkeit und die Rechtmäßigkeit dieser Verfügung konnte selbst Seitens der dänischen Behörden gar keine Gründe angegeben werden, die Abgrenzung der sogenannten gemischten Districte, in denen dänische Schulsprache und dänischer Gottesdienst eingeführt wurden, wurde in der willkührlichsten Weise nach alten, statistischen Tabellen aus dem Jahre 1810 vorgenommen, und oft so, daß in diesen gemischten Districten auch nicht ein einziger Mensch zu finden war, welcher dänisch sprach oder dänisch verstand. Angeln, welches der größte und wichtigste unter diesen gemischten Districten war, kam dabei besonders schlecht weg. Von 52 Sonntagen wurden ihm 26 abgenommen und der dänischen Lehre geweiht, wie der Volksmund den dänischen Gottesdienst und die dänische Schulsprache nennt. Die Bauern, welche an der deutschen Bibel und dem deutschen Gesangbuch hielten, wie an dem besten Erbe ihrer Väter, wurden gezwungen, für ihre Kinder eine dänische Bibel und ein dänisches Gesangbuch anzuschaffen. In den meisten Kirchspielen werden die Prediger geradezu gehaßt. Die Bezeichnung „der schwarzen Gensd'armen", zeigt genügend, mit welchen Augen man sie betrachtet. Das Band zwischen der Schule und der häuslichen Erziehung ist gerissen. Die Eltern schicken zwar, soweit sie nicht Mittel haben, ihre Kinder auswärts unterzubringen, die Kinder zur Schule, weil sie, (die Eltern) sonst hart gestraft werden, aber damit hört auch ihre Theilnahme auf. Sie erklären, sie verständen nichts von der dänischen Schulsprache und würden nie etwas davon wissen wollen. Und die Kinder, sie werfen, sobald sie

confirmirt sind, die dänischen Bücher ins Wasser, sprechen nie ein Wort dänisch wieder und geben sich ordentlich Mühe, das zu vergessen, was sie gelernt haben.*)

Ich hatte die Herzogthümer, mit den umfassendsten und besten Empfehlungen versehen, nach allen Richtungen bereist, um die gegenwärtigen Zustände des Landes aus eigener Anschauung an Ort und Stelle kennen zu lernen. Was ich gefunden habe, war Erbitterung, Schmerz und Haß überall, die rechtloseste Willkühr in Schleswig, Seitens der Administrativ- und Polizeibeamten, wozu der berüchtigte Paragraph 9 der Schleswig-Holstein octroyrten Verfassung sie vollkommen autorisirte, indem er den deutschen Unterthanen in den Herzogthümern jeden Rechtsweg abschnitt, und eine Knechtschaft der Geister in Sprache, Schule und Kirche wie Oesterreich sie niemals in Venetien versucht hat, einführte; die kleinlichsten Verfolgungen, ein über das ganze Land ausgebreitetes Netz von Spionage und Denunciation, allmäliges Sinken des Real-Credits, zugleich zunehmende Armuth in den Städten bei den Handwerkern und kleinen Bürgern, beide Herzogthümer baar aller politischen Rechte, die Presse überall

*) Um allen etwaigen böswilligen und frivolen Angriffen Seitens der eiderdänisch nationalen Partei und wahrscheinlich auch conservativer deutscher Zeitungen, daß ich übertreibe, im Voraus zu begegnen, erkläre ich, daß ich, obschon mir vorstehendes aus meinen eigenen Untersuchungen in Angeln vollständig bekannt geworden ist, ich es dennoch aus der von Seiten der Königlich Preußischen Regierung im verflossenen Sommer den Cabinetten der englischen, französischen und österreichischen Regierung überreichten ministeriellen officiellen Denkschrift wörtlich entnehme. Dr. jur. Gustav Rasch.

in den Händen der dänischen Polizei, das Petitionsrecht bis zur Lächerlichkeit einer Unterschrift herabgesunken, kein Vereins- und Versammlungsrecht, die Communalverwaltung überall auf dem Wege, den Dänen oder ihren Creaturen in die Hände zu gerathen, oder bereits in ihren Händen, vollkommene Unsicherheit der Person oder des Eigenthums vor den unaufhörlichen Angriffen und Versuchen der dänischen Beamten — aber alle dem gegenüber den zähesten und trotzigsten Widerstand der deutschen Bevölkerung in beiden Herzogthümern, nicht zu wanken und nicht zu weichen, und fest zu einander zu halten, zur Ehre Deutschlands, und um den eigenen Widerstand desto kräftiger zu machen. Holstein um vieles glücklicher wie Schleswig. Die Verbindung mit dem deutschen Bunde macht dort die Danisirungsversuche und dänische Beamten Pastore und Schullehrer unmöglich. Aber was sind das für Beamte, welche Schleswig danisiren? Der Ausschuß der Juristen, Theologen und Schullehrer, welche die dänischen Inseln besitzen. „Keiner unserer Beamten, der noch einen Begriff von Ehre hat, geht nach Schleswig," sagte man mir in Kopenhagen. Und ich überzeugte mich von der Wahrheit dieser Worte auf dem Festlande. Ich habe in ganz Schleswig keinen dänischen Beamten gefunden, von dem man nicht mit grenzenlosester Verachtung sprach, und Dinge erzählte, welche diese Verachtung vollkommen rechtfertigen. Ich übertreibe nicht. Was ich sage ist in Schleswig in Aller Munde, und ein ganzes Volk lügt nicht.

Nur Angeln hatte ich noch nicht gesehen. Ich hate die Reise durch Angeln mir aus verschiedenen Grün-

den bis zum Schluß meiner Untersuchung der Zustände des Festlandes in Schleswig-Holstein vorbehalten.

An einem der letzten Augusttage saß ich bei einem meiner neuen Freunde in dem Staatszimmer oder in dem Salon — wenn man so will — seines im südlichen Angeln belegenen Hofes. Ich nenne seinen Namen absichtlich nicht, denn ich würde ihn sofort einer Menge Tracasserien Seitens seines Hardesvoigts aussetzen. Wir sprachen über die politischen Verhältnisse in den Herzogthümern und besonders über Angeln. Er theilte mir manches von dem mit, was ich eben über die Bewohner des Landes erzählt habe. Dann gab er mir die Characteristiken dänischer Pastore und Schullehrer in Angeln. Hätte er mir das, was er mir heute erzählte, vor sechs Wochen erzählt, ich hätte es nicht geglaubt, obschon mein Freund einen der ehrenwerthesten Namen in Schleswig trägt, und durch seine Wahrheitsliebe, seinen Muth im Widerstand und seine Vertheidigung der Rechte des Landes hochgeehrt ist. Aber ich habe so viel Unglaubliches gesehen und gehört, ich erstaunte über nichts mehr.

„Sehen Sie," sagte er, „wir hatten vortreffliche Prediger im Lande, hochgelehrte Männer, hochgeachtet und geliebt von der ganzen Bevölkerung, die dänische Regierung hat sie sämmtlich fortgejagt, weil sie nicht in dänischer Sprache predigen und nicht das Kirchengebet in der neuen Lesart sprechen wollten. Zwei nur haben wir behalten, es sind der Pastor Juhl in Töstrup und Pastor Röhs in Caleby. Auf die inständigste Bitte der Bauern ihres Kirchspiels, zu bleiben und sich dem Lande zu erhalten, ließen sie sich bewegen, das Kirchengebet in der

neuen Lesart zu sprechen, und beten jetzt „für unsern König." Und nun schickte man uns das nichtsnutzigste Gesindel aus Kopenhagen, Säufer, Spieler, Trunkenbolde, liederliche Subjecte, welche nur ein Lebensprincip haben, sich auf ihren fetten Pfarreien zu mästen und ein reiches Wohlleben zu führen, Menschen ohne Gottesfurcht, ohne Bildung und ohne Kenntnisse, ohne Kenntniß unserer Sprache. Sie wissen ja ohne dem, es ist mit dem Studium der Theologie in Kopenhagen so nicht weit her. Bloßes Auswendiglernen und Einpaucken."

„Ich weiß, Freund, sprechen Sie weiter."

„Nun geht kein Mensch mehr zur Kirche. Die Bauern wollen die Prediger, welche sie ihres moralischen Wandels und ihrer Dummheit wegen verachten, auch nicht mehr in der deutschen Predigt hören. In manchen Kirchspielen in Angeln weiß man Sonntags nicht mehr, ob dänischer oder deutscher Sonntag ist. Wenn unser Volk nicht einen so bedeutend sittlich-religiösen Kern in sich trüge, so wäre es längst moralisch zu Grunde gegangen. Oft predigt der Pfarrer nur vor dem Küster und den Schulkindern, welche mit der Ruthe in die Kirche getrieben werden. Zuweilen muß er auch von der Kanzel heruntersteigen, und der Küster schließt dann die Kirche, weil auch die Kinder nicht in die Kirche zu bringen sind. Es versteht ja auch Niemand Etwas von der dänischen Predigt. So ist es dem Pastor Hartnack in Norderbrarup häufig ergangen. Er versteht gar kein Deutsch und ist vollkommen unfähig. Neulich kam er in die Schenke und wollte einen Häring essen, er war nicht im Stande sich in deutscher Sprache auszudrücken, ob er ihn geräuchert oder gepöckelt wolle. End-

lich brachte man ihm Beide. Kennen Sie seine berüchtigte Leichenrede?"

„O, ja. Er sprach: Da liegt er in seiner schwarzen Kiste; ihr habt ihn gekennt, aber ich habe ihn nicht gekennt! Amen."

„So war es wörtlich. Sie können aus diesen Worten die Bildungsstufe ermessen, auf welcher der Mann steht."

„Da war ein Pastor Hansen in Kappeln, der Vorgänger des jetzigen Pastor Thieß. Er war ein Säufer und Betrüger. Endlich hat sich die Regierung denn doch genöthigt genöthigt gesehen, ihn wegen seiner Unterschlagungen zu entfernen. Erkundigen Sie sich in Kappeln im Hähnschen Wirthshause. Da sind mit ihm Scenen von Völlerei vorgekommen, welche so ekelhaft sind, daß ich sie nicht erzählen mag.

„Und die Schullehrer in Angeln?"

„Es ist in Dänemark, wie Sie wahrscheinlich wissen, kein Ueberfluß an Schulmeistern, wie an Candidaten des Predigtamts. Es kommt der dänischen Regierung aber auch nur auf Vertretung der dänischen Sprache in Angeln an, nicht auf Verbreitung der Bildung. So hat man uns die dümmsten Kerle geschickt, welche bei unsern Knechten in die Schule gehen könnten, Menschen, welche früher zuweilen Matrosen oder Soldaten waren, welche sich nun damit in Angeln beschäftigen, den Kindern Gesangbuchsverse nach der Melodie des „tappern Landsoldaten" einzuüben, zu fluchen, zu saufen und zu spielen. Da ist ein Lehrer Petersen in Moor-Kirchholz — erkundigen Sie sich in Kappeln, — er spielt und trinkt Morgens mit den Schweinetreibern im Wirthshause, er dient der Polizei

als Spion; er sperrt die Kinder bei Wasser und Brod ein, und prügelt sie, daß es entsetzlich ist. Alle Versuche der Bauern der Gemeinde Boel, bei den Visitatoren eine Untersuchung gegen den Menschen zu veranlassen und ihn aus dem Amte zu entfernen, sind bis jetzt vergeblich gewesen. Da ist ein zweites ähnliches Subject in Maaßholm, den seine Gemeinde der gröbsten Unsittlichkeiten beschuldigt. Es ist nicht möglich ihn zu entfernen.*)

Am andern Morgen standen wir vor dem nahe bei dem Hofe gelegenen Posthause. Ich wollte nach Kappeln fahren. Der Postwagen kam; er war besetzt. Drei Angeler Landleute saßen darin und ein hübsches junges Mädchen in städtischer Kleidung. Die Pferde wurden gewechselt. Die Landleute traten so lange in die Stube. Ich fragte sie, ob sie mich als überzähligen Passagier bis zur nächsten Station mitnehmen wollten, wo die Post-Verwaltung verpflichtet sei, mir Wagen und Pferde zu stellen.

Sie sahen mich mißtrauisch an, und verwiesen mich an den Postillon. Auch der Postillon machte ein mißtrauisches Gesicht, und nahm meinen Freund in eine Ecke.

„We is de Hähr?" hörte ich fragen. „De is wol uth Berlin?"

Mein Freund nickte.

„Geht nich" rief der Postillon. „Ick do et nich!"

---

*) Hr. Moritz Busch, der im Jahre 1855 Angeln bereiste, fand ganz dieselben Zustände. S. Schleswig-Holsteinsche Briefe v. M. Busch. Verlag von Gustav Mayer in Leipzig. S. ferner die Wahlen zur schleswig'schen Stände-Versammlung im Jahre 1860. Hamburg 1861.

Damit war die Verhandlung zu Ende.

„Sie sehen, Sie sind hier persona ingrata im Lande. Der Postillon vermuthet, daß sie umherreisen, um das Land zu besehen und das will die dänische Regierung absolut nicht. Warten Sie. In zehn Minutrn wird mein Wagen vor der Thüre stehen. Mit meinen Pferden überholen Sie die langsamen Postgäule bis zur nächsten Station um eine halbe Stunde.“

Die drei Landleute stiegen in den Wagen, nicht, ohne nochmals einen mißtrauischen Blick auf mich zu werfen. Der Wagen rollte fort, aber in zehn Minuten stand einer jener hochrädrigen holsteinischen Wagen mit zwei vortrefflichen Pferden vor der Thüre. Im gestrecktem Trabe fuhr ich hinterher, und kam eine halbe Stunde früher auf der nächsten Poststation an. Ich bestellte mir einen Platz und nahm nun im Postwagen den Platz des jungen Mädchens ein, welches auf der Station blieb, aus Schleswig kam und Verwandte besuchte.

Der Wagen fuhr fort. Die mir gegenüber sitzenden Landleute sahen mich mit mißtrauischen Blicken an. Ich konnte an ihrer Gesinnung gegen mich gar nicht zweifeln. Vergebens versuchte ich, sie zu einem Gespräch über die Zustände im Lande zu veranlassen. Sie brachen den Faden der Unterhaltung immer kurz ab. Endlich fragte mich der Eine:

„Sagen Sie mal, wen wollen Sie denn in Angeln besuchen?“ *)

---

*) Ich werde alle folgenden Unterhaltungen immer, des bessern Verständnisses wegen in hochdeutscher Sprache wiederge-

Ich nannte ihm den Namen von zwei der achtungswerthesten Hofbesitzer und nahm zwei Empfehlungsbriefe aus meiner Brieftasche. Sie lasen auf den Couverts die Jedermann bekannten Namen.

Plötzlich veränderte sich der Ausdruck auf den Gesichtern. Die Blicke wurden zutraulich und wohlwollend. Nur der Eine, der neben mir saß, sah mich pfiffig an und fragte: „Also, den Herrn Hagemann wollen Sie nicht besuchen?"

Glücklicherweise wußte ich, wer Hagemann war.

„Hagemann auf Ohrfeldt," fragte ich entrüstet. „Hagemann ist ja Euer heimlicher Oberpolizeimeister in Angeln. Er hat ja noch im vergangenen Mai Euren braven Pastor in Gelting, Valentiner, der jetzt Pastor in Leipzig ist, als er den Pachter Geiger in Gelting zu seiner silbernen Hochzeit besuchen wollte, durch die Polizei aus dem Lande bringen lassen wollen.

Jetzt sah mich der Dritte auch mit Blicken des vollsten Vertrauens an. „Ja sagte er, der Pastor in Gelting war ein braver, würdiger Mann. Aber sie trieben ihn aus dem Lande, die Dänen, weil er nicht dänisch predigen wollte. Dem Baron haben sie wider alles Recht das Patronat genommen, und haben einen Dänen, den Hansen, an seine Stelle, gebracht. Dreimal hat der Hansen neulich die Kirche am Sonntag zuschließen müssen weil Niemand in der Kirche war. Wir haben den Hagemann gefragt, ob er uns den Pastor Valentiner, wenn

---

ben, obschon sie meistens immer in plattdeutscher Sprache geführt wurden. G. R.

er aus Leipzig auf Besuch zu uns käme, durch Gensd'armen aus dem Lande bringen lassen wolle. Er hat's aber abgeleugnet.

Ich nahm ein Papier aus der Brieftasche und hielt es ihnen hin. „Leset das da vor."

Er las: „Wenn es der unterzeichneten Behörde gerüchtweise zur Kunde gekommen ist, daß der Dr. phil. F. W. Valentiner, Prediger in Leipzig, vormals Prediger in Gelting, in Veranlassung einer am 27. Mai 1861 stattfindenden Feier der silbernen Hochzeit des Pastors Geiger auf Gelting als Gast erwartet werde, so veranlassen obwaltende Umstände mich, die Obrigkeit des adeligen Gutes Gelting davon in Kenntniß zu setzen, daß, zufolge mir ertheilter Instruction von Seiten des Königlichen Ministeriums, insofern gedachter Valentiner den geschlossenen Theil des ersten adligen Güterdistrikts betreten sollte, Schritte von mir wider denselben einzuleiten sind, welche unzweifelhaft seine augenblickliche Entfernung zur Folge haben werden.

Königl. Oberpolizeiverwaltung.

Ohrfeld, den 25. Mai 1861.

M. Hagemann."

Nun ergingen sie sich in Verwünschungen und erbitterte Ausrufe gegen ihren „Geheimen Oberpolizisten", wie sie ihn nannten, und in wirklich rührenden Bemerkungen über den Pastor Valentiner und Baron Hobe von Geltingen, „diese braven, herrlichen Männer", wie sie sie nannten.

„Im Kirchspiel Gelting wird doch auch dänisch gepredigt und dänisch in den Schulen unterrichtet," fragte

ich, „kann denn Jemand von Euch mir angeben, wie viel Menschen im Distrikt Gelting dänisch sprechen oder dänisch verstehen?"

„Ich kenne jedes Haus im Kirchspiel," erwiderte der mir gegenübersitzende Landmann, ein großer, kräftiger Mann mit melancholischem Gesichtsausdrucke, „im Kirchspiel Gelting spricht und versteht Niemand dänisch. Die ganze Bevölkerung ist deutsch. Es ist nur ein alter Mann da, welcher in jungen Jahren Matrose auf der dänischen Flotte war, der versteht das Plattdänisch wohl noch etwas; er kann es aber nicht mehr sprechen. Das Schriftdänische, in dem der Hansen predigt, versteht er gar nicht."

„Aber Rundhof ist doch auch gemischter Distrikt. Kennt Einer von Euch Rundhof?"

„Ja, Rundhof," erwiderte mein Nachbar, der mich mit so pfiffigem Blicke nach dem Oberpolizeiverwalter gefragt hatte, „ist halb deutscher, halb gemischter Distrikt. In dem gemischten Distrikt wird in keinem Hause dänisch gesprochen Es sollen dort einige alte Männer noch dänisch verstehen, welche auf der dänischen Flotte dienten."

„Und dort wird dänisch unterrichtet und dänisch gepredigt," rief ich entrüstet.

„Ja," sagte mein Nachbar, und Thränen traten ihm in die ehrlichen, blauen Augen, „das ist recht traurig. Denken Sie, die armen Kinder! Außer einer Stunde die ganze Woche, ist der ganze Unterricht dänisch. Die Kinder lernen nichts. Alle Bildung im Lande geht dabei zu Grunde. Und was das für Schullehrer und Pfarrer sind, die sie uns nun seit zehn Jahren in's Land geschickt haben! Der Hansen, den sie uns an die Stelle des bra-

den Valentiner geschickt haben, entließ neulich die Knaben etwas früher aus dem Konfirmationsunterricht und behielt die Mädchen zurück. Ein Bauer fragte seine Tochter, warum der Pastor sie soviel länger bei sich behalten hätte. Sie wurde roth und sagte, das könne sie doch nur der Mutter sagen. So kam es denn heraus, daß der Pastor ihnen gesagt habe, um sie vor dem Laster zu warnen, sie sollten sich vor den Mannsleuten in Acht nehmen, denn wenn diese ihnen zu nahe kämen, würden sie leicht schwanger, nämlich es entstände ein Kind in ihrem Leibe, und um dieses zu erschweren, müsse man ihnen ein großes Loch in die Seite schneiden. Sie können hieraus sehen, was das für ein Mensch ist, dieser Pastor. — Nein, es sind keine Menschen, vielweniger Pastore!"

Die Landschaft wurde jetzt immer reicher und schöner. Die Felder waren bereits abgemäht, die Wiesen prangten im üppigsten Grün, großes, stattliches Vieh, so stattlich, wie ich es nie gesehen, weidete; zwischen den Knicks, welche dem Hügellande eine große Mannigfaltigkeit verliehen; weithin im Osten blitzten die Sonnenstrahlen in dem klaren Spiegel des Meerbusens, welche die Schley bei ihrem Einfluß in die Weser bildet. Die Bauerhöfe wurden immer größer und stattlicher. An jedem Hofe befand sich ein schön gehaltener, mit Blumenbeeten und Rasenplätzen gezierter Vorgarten. Die Stakete waren mit bunten Oelfarben gestrichen. Die Landschaft bot ein Bild außerordentlicher Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit. Dann rollte der Wagen an einem Edelhofe vorüber. Hohe Rüstern und Eichen beschatteten ein massives, weißes Haus, welches mit einem Graben umgeben war, über den eine Zugbrücke führte.

„Alle adelige Güter, mit Ausnahme eines halben Dutzend,“ sagte einer von den Landleuten, den ich danach fragte, „sind im Lande in den Händen von Bürgerlichen. Aber unsere Edelleute sind herrliche Männer. Sie haben treu zu uns gehalten gegen die Dänen. Dieser Herr von Rumohr auf Drült, der schon zweimal in Nyborg für unsere Sache saß, und der Baron von Geltingen und Herr von Rumohr auf Rundhof, was sind das für brave Menschen! Sagen Sie, Sie reisen auch wohl hier, um die Zustände auszuforschen? Auch ein englischer Consul ist neulich hier gewesen; auch ein preußischer. Wird man uns in Deutschland denn nicht helfen, aus unserm großen Elende herauszukommen? Sehen Sie, wie schön das Land ist! Und eine solche schändliche Wirthschaft in diesem Lande. Brüche müssen wir alle Tage bezahlen, oft an hundert Thaler auf einmal, Recht finden wir nirgends, die Polizei hat nun das Verbrechen der „Mißlichkeit“ erfunden. Das soll eigentlich „Mißliebigkeit“ heißen. Dieses Verbrechens kann man sich durch einen Ausdruck, durch einen Blick, durch ein Wort schuldig machen. Und dann sind sie gleich mit funfzig Reichsbankthalern oder sechs Wochen Strafe bei der Hand. Ich sage Ihnen, es gehört mehr, wie menschliche Geduld dazu, um das auszuhalten.“

Ich dachte an das Verbrechen der stummen Demonstration einer strafbaren Gesinnung, welches der tolle Herzog von Modena erfunden hatte. Das Verbrechen der Mißlichkeit, welches die Dänen für Schleswig erfunden haben, ist dasselbe. *)

*) „Frei bis zur Adria,“ von G. Rasch, Verlag von A. Vogel & Co.

Es war unmöglich mit meinen Reisegefährten im Postwagen von etwas Anderem zu sprechen, als von dem Elend im Lande. Es ist das im ganzen Schleswig'schen zur Eigenthümlichkeit geworden. Die Unterhaltung geht immer wieder auf denselben wunden Fleck zurück. So auch hier. Sie sprachen wieder von ihren „schwarzen Gensd'armen."

„Sagt einmal, kennt Ihr den Pastor Martens in Schleswig, Propst und Pastor an der Domkirche," fragte ich.

„Ja", war die einstimmige Antwort.

„Würdet Ihr den Martens für irgend einen Eurer Pastore als Pfarrer nehmen?"

Sie starrten mich an. „Für irgend Einen?" riefen sie dann. „Für jeden wechseln wir ihn aus."

Jetzt war das Erstaunen an mir. „Aber, lieben Leute," sagte ich, „wißt Ihr auch, daß Martens säuft, daß er an nichts weiter denkt, als Geld zu verdienen und Alles zu nehmen, was er kriegen kann, daß er auf den Kindtaufen und Hochzeiten Alles einsteckt, was an Eßwaaren, Cigarren und Wein zu bekommen ist, daß er sich zu dem Zwecke lederne Taschen in seinen Priesterrock machen ließ, daß er die Sporteltaxe überschreitet, wo man so dumm ist, zu bezahlen, daß er in Schleswig in allgemeiner Verachtung steht, daß man ihn dort den „Swinemartens" nennt, weil —

„Wir wissen das Alles; aber jedes Kirchspiel in Angeln tauscht seinen Pastor gegen den „Swinemartens" aus."

Das war mir denn doch stark. Bis jetzt stand Martens unter den dänischen Geistlichen, die ich kennen gelernt

hatte, auf der tiefsten Stufe. Und hier wollten sie ihn gegen Jeden von ihren Predigern austauschen.

Der Wagen hielt. Wir waren in Kappeln und stiegen aus. Jeder von den Landleuten schüttelte und drückte mir die Hand, und bat mich, in Deutschland zu erzählen, wie es in Angeln aussehe — denn sie nahmen nun schon an, daß ich im Lande umherreiste, um die Zustände zu erforschen — damit Deutschland ihnen helfe.

Ich blieb einen Tag in Kappeln und erkundigte mich bei den angesehensten Bürgern nach dem, was ich unterwegs gehört. Es war Alles so. Es war noch weit ärger. In dem Charakter der Angeliter liegt es nicht, zu übertreiben. Die Geschichten von dem Schulmeister in Moor-Kirchholz und in Maaßholm waren vollständig wahr. Der Schulmeister in Maaßholm wurde ganz öffentlich grober Unsittlichkeiten beschuldigt, welche er mit den erwachsenen Mädchen in seiner Schule zu treiben versuchte. In Kappeln war einer der besten Kanzelredner Angelns Prediger, der Pastor Thieß, früherer Propst. Trotzdem waren seine deutsche Predigten nur schwach besucht, zuweilen war er so", sagten die Bürger, „zuweilen anders, zuweilen dänisch, zuweilen schleswig-holsteinsch, und das mögen wir nicht, und deshalb gehen wir nicht in die Predigt."

Drittes Kapitel.

Eine andere Fahrt durch Angeln.

Der Zwang dänisch zu schreiben und zu berichten. Baron Hobe begeht das Verbrechen der Mißlichkeit. Dem Baron Hobe wird das Patronatsrecht entzogen. Hr v. Rumohr auf Rundhof verliert das Patronatsrecht Zeit seines Lebens. Das Appellationsgericht in Flensburg. Ein patriotischer Kutscher. Deutsche und Dänen. General Willisen. Der Pastor in Eschgruß. Zwangsverkauf einer Apotheke in Quern. Der Widerstand der Hofbesitzer gegen den neuen Apotheker. Dänische Wegweiser und Ortsnamen. Ein großer Deutscher. Ein trauriger Abend. Scandalgeschichten und schwarze Gensd'armen. Ankunft in Sörup.

Ich hatte dann einige Tage auf dem Gute eines Freundes im nordöstlichen Angeln zugebracht. Abends, wenn wir auf der Terrasse vor dem Hause saßen, den Thee tranken und auf den mondbeglänzten Spiegel der Ostsee blickten, drehte sich das Gespräch, wie immer, um die heillosen Zustände im Lande — das Thema, worauf das Gespräch immer und immer wieder zurückkommt. Es war im Osten und im Norden von Angeln, wie im Süden. Dieselbe Willkür, derselbe unerträgliche Sprachzwang, dieselben Administrativbeamten, Pfarrer und Schul-

lehrer. Der deutsche Schulunterricht in der deutschen Sprache wurde in manchen Gemeinden bis auf zwei Stunden beschränkt. In andern Gemeinden war der deutsche Unterricht Seitens des Kirchenvisitatoriums ganz abgeschafft worden, damit die Kinder erst ordentlich dänisch würden. Die Befehle und Verfügungen der Behörden wurden immer, sogar an Bauern und Gastwirthe in Dörfern, wo man recht gut wußte, daß kein Wort dänisch weder gesprochen noch verstanden wurde, auf dänisch erlassen, und die Beantwortung unter Strafandrohung in dänischer Sprache gefordert. Es ist das ganz gegen den Inhalt der Sprachrescripte — indeß darauf kommt es in Schleswig nicht an. Aus zahllosen Beispielen will ich nur Eines erwähnen. Der Baron Hobe von Geltingen hatte in seiner Eigenschaft als Distrikts-Deputirter für den ersten Angeler adeligen Güterdistrikt ein Verzeichniß der Wahlberechtigten in deutscher Sprache, selbstverständlich auch unter Gebrauch der deutschen Ortsnamen, eingesandt. Plötzlich wurden dem Baron Hobe diese Verzeichnisse zurückgeschickt und derselbe aufgefordert, binnen vierzehn Tagen dieselben in dänischer Sprache abzufassen und einzureichen und die andern Gutsbesitzer dazu zu veranlassen. Auf die deutsch abgefaßte Ablehnung der Herren erfolgte eine Verfügung, nach welcher die Gutsbesitzer bei einer Ordnungsstrafe von hundert Thalern die dänischen Listen auszufüllen hätten. Baron Hobe nannte das Verfahren ein ungesetzliches, weil es gegen den Inhalt des Sprachrescriptes sei. Da hatte er „das Verbrechen der Mißlichkeit" begangen und wurde

zu einer Strafe von funfzig Thalern verurtheilt.*) Daß Geltingen ein rein deutscher Distrikt ist, in dem kein Mensch dänisch versteht, darauf kommt es gar nicht an. Ich fuhr nach Geltingen, nm mich an Ort und Stelle zu überzeugen. „In fünfundzwanzig Jahren," sagte mir der Arzt im Geltinger Distrikt, Dr. Wurmb, ein durch seine persönlichen Eigenschaften, wie durch seine medizinisch-wissenschaftlichen Kenntnisse im ganzen Lande hochgeachteter Mann, „ist in keiner eingebornen Familie im Kirchspiel dänisch gesprochen worden. Es sind hier zwei alte Leute, welche das plattdänische, nicht aber das schriftdänische so ziemlich verstehen. Sie dienten in ihrer Jugend auf der Flotte." Baron Hobe wehrte als Patron der Kirche die Danisirungsmaaßregeln, so viel es in seinen Kräften stand, ab. Als der allgemein geliebte und verehrte Pastor Valentiner abgesetzt wurde, um einem Dänen Platz zu machen — es ist der schon mehrmals erwähnte Pastor Hansen — da weigerte er sich zwei Jahre lang, den neuen Geistlichen anzustellen. Aber man versteht in Kopenhagen mit dem Recht, sobald dies einem Deutschen in Schleswig angeht, umzuspringen. Der Baron von Geltingen ist katholisch. Da wurde ein neuer Paragraph in die Verfassung des Herzogthums Schleswig aufgenommen, nach dem es nur „evangelisch-lutherischen Christen" gestattet ist, Patronatsrechte auszuüben; man annullirte eine vor dem Erlaß des Grundgesetzes von Herrn von

*) Ich bemerke, daß alle diese Thatsachen sämmtlich in der kürzlich Seitens des Königlich Preußischen Ministeriums an die europäischen Cabinette versandten Denkschrift bestätigt worden.

Hobe veröffentlichte Vacanzanzeige und gab jenem Paragraphen rückwirkende Kraft. Alle Verwahrungs-Proteste und Eingaben des Barons blieben ohne jeden Erfolg. In Rundhof machte man noch weniger Umstände. Ich fuhr nach Rundhof, um mich auch daselbst zu erkundigen. Rundhof gehörte zur Hälfte zum deutschen, zur Hälfte zum gemischten District. In keinem einzigen Hause im gemischten Districte wurde weder dänisch gesprochen, noch dänisch verstanden. Es kommt darauf nicht an. Pastor Bock predigt einen um den andern Sonntag dänisch. Küster und Schulkinder sind nebst dem Etatsrath Hagemann — dem Oberpolizeiverwalter — seine Zuhörer oder auch Niemand. Dann wird die Kirche zugeschlossen. Herr von Rumohr auf Rundhof, Verbitter des adeligen Klosters Itzehöe, Mitglied der schleswigschen Ständeversammlung, einer der intelligentesten und bedeutendsten Männer im Lande, war Inhaber des Patronatsrechts über die 3 Schulen in Rundhof, deren Lehrer seine Familie vor mehr wie hundert Jahren reichlich mit Geld, Naturalien, Holz, Acker und Wohnung dotirt hatte. Das Patronatsrecht bestand in Ernennung der Schulvorsteher und der Lehrer, welche der Besitzer von Rundhof durch Handschlag in Eid und Pflicht nahm. Das Recht war immer ohne Widerspruch ausgeübt worden. Als man sah, daß Hr. v. Rumohr sich den mehrfachen Danisirungsmaaßregeln in Schule und Kirche widersetzte, brach man eine Gelegenheit vom Zaune, um ihn seines Patronatsrechts zu berauben. Er hatte einen Schulvorsteher ernannt. Pastor Bock sagte zu dem neuen Schulvorsteher, er solle vor der Kirche zu ihm kommen,

um von ihm in Eid und Pflicht genommen zu werden Der Schulvorsteher begab sich aber zu seinem Gutsherrn, um ihn das Verlangen des Pastors mitzutheilen. Da schrieb ihm Hr. v. R. auf sein Verlangen auf ein Stück Papier, „daß nicht der Pfarrer, sondern der Gutsherr in Eid und Pflicht zu nehmen habe, er ersuche also den Pastor, davon Abstand zu nehmen, bis bei der nächsten Kirchenvisitation die Sache zur Sprache gekommen sei.“

Und was geschah? Was höchstens in Rom oder in Venedig passiren würde. Der Pastor denuncirte Hrn. v. R. in Kopenhagen, daß Hr. v. R. einen seiner Officialen zum Widerstande gegen ihn aufgeregt habe, und der Besitzer von Rundhof erhielt nun ein Ministerialrescript, Inhalts dessen er, da er schuldig sei, einem Officialen des Pastors zum Widerstande anfgereizt zu haben, zur fiscalischen Untersuchung gezogen werden solle, sobald er sich dem Urtheile des Ministeriums in dieser Sache nicht unterwerfe. Hr. v. R. kannte den Ausgang einer fiscalischen Untersuchung, wählte also die zweite Alternative, um einer colossalen Geldstrafe oder vielleicht einer mehrmonatlichen Haft in Nyborg, wo sein Vetter Hr. v. Rumohr auf Drült sechs Monate zugebracht hatte, weil er eine Adresse an die schleswigsche Ständeversammlung unterschrieb, zu entgehen. Und wie lautete das Urtheil des Ministeriums? Das Patronatrecht über die Schulen zu Rundhof wurde dem Besitzer von Rundhof auf Lebenszeit entzogen. Der Leser wundert sich vielleicht über eine derartige Justiz, welche an Justizakte des Re Bomba von Neapel erinnert. Ich wunderte mich, als ich diesen

neuen Streich dänischer Gerechtigkeit an einen Deutschen in Schleswig erfuhr, gar nicht mehr; derartige Dinge erfuhr ich ja alle Tage. Hatte doch kurz vorher ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes in Schleswig, des Appellationsgerichts in Flensburg, zu einem meiner Bekannten gesagt: „Nie würde ich als Deutscher vor dem Appellationsgericht in Flensburg einen Prozeß führen, als nur in dem Falle, wenn es sich um meinen Kopf handelte. Nicht, weil ich hoffen könnte, den Prozeß zu gewinnen, o, nein, aber wenn es sich um den eigenen Kopf handelt, dann wehrt man sich doch wenigstens."

Die fortwährenden Erzählungen und Berichte derartiger Gewaltthätigkeiten und Schändlichkeiten empörten mich. Meine Entrüstung wurde schließlich eben so groß, wie die Entrüstung derjenigen, welche täglich von diesen Gewaltthaten betroffen wurden. Ich beschloß abzureisen, und nun durch das westliche Angeln zu fahren. Da der Gutsherr mit der Ernte beschäftigt war, wollte ich seine Pferde nicht beanspruchen, und bestellte mir im Dorfe ein Fuhrwerk. Ein finster blickender Mann fuhr mit einem jener hochrädrigen holsteiner Wagen vor. Mit dem Gruße, den die Holsteiner den Schleswigern auf dem letzten großen Feste in Kiel auf den Weg gaben: „Hahl di stief" (halte dich steif) trennte ich mich von meinem Gastfreunde und stieg auf den Wagen. Im gestreckten Trabe gings aus dem Thore des alterthümlichen Schlosses über die alte Zugbrücke in die reiche Landschaft hinein, auf deren Wiesen und Feldern ein warmer Nachmittagssonnenschein lag. Eine halbe Stunde lang sprach ich mit meinem Kutscher gar nicht. Ich wußte,

was er sofort zum Gegenstande der Unterhaltung machen würde, und wollte einmal eine halbe Stunde nicht davon sprechen. Der Wagen rollte am Park des Schlosses von Gelting vorüber. Die im Reflex der Sonnenstrahlen glühenden Fenster blitzten durch die grünen Laubwände. Da drehte der Wagenlenker sich zu mir um und zeigte mit der Peitsche nach dem Schlosse. Sein finsteres, verwittertes Gesicht hellte sich auf, als wenn der Reflex der Nachmittagssonnenstrahlen aus den Fenstern von Gelting auf ihm wiederstrahle, und er sagte mit heiserer Stimme:

„Da wohnt ein großer Deutscher, ein herrlicher Mann."

Ich nickte. Er schlug auf die Pferde. Sie zogen stärker an. Wieder erschien ein stattlicher Hof am Wege. Ich wußte, wer da wohnte. Wiederum drehte sich der Kutscher um. Das Nachmittagssonnenglanz war auf seinem Gesichte verschwunden, seine Züge waren noch finsterer wie vorher. Haß und Verachtung sprachen aus ihnen. Er zeigte mit der Peitsche nach dem stattlichen Hause.

„Da wohnt der verhaßteste Mensch im ganzen Lande," rief er.

Ich nickte. Der Etatsrath Hagemann wohnte in jenem Hause. Es war Ohrhof. Die Pferde erhielten einen Peitschenhieb, auf den sie sich in Galopp setzten.

Ich sah, der Unterhaltung war nicht zu entgehen. „Wollt Ihr eine Cigarre, Freund?" fragte ich.

„Ja!"

„Eine leichte oder eine schwere?"

„Eine schwere."

Ich gab ihm eine meiner besten Cigarren, über Amsterdam ächt importirt. Er blickte mich fragend an.

Ich wußte, er erwartete das Zündholz, um die Cigarre anzuzünden.

„Ja, Freund, Feuer habe ich nicht. Haltet da an dem Hause, an dem wir gleich vorbeifahren; da wollen wir die Cigarre anzünden. Ich werde auch eine Cigarre rauchen.

„Von dem will ich kein Feuer." Er sah mich wieder mit dem wilden Blick von vorher an.

„Warum denn nicht?"

„Da wohnt auch so ein verfluchter Däne!"

Der Wagen flog an dem Hause vorüber. Der wackere Mann rauchte lieber nicht, als daß er seinen Grundsätzen ungetreu wurde.

„Aber da," rief ich, „das ist ein schöner Hof, da wollen wir anzünden. Wer wohnt da?"

„Da wohnt ein großer Deutscher. Auf dem finstern Gesicht erschien wieder der Nachmittagssonnenschein. Die Cigarren wurden angezündet. Die Pferde gingen im Schritt weiter. Ich sah, es quälte meinen Kutscher, mit mir ordentlich zu sprechen und sein Herz zu erleichtern."

„Habt Ihr den Krieg mitgemacht?"

„Ja wohl, ich war in fünf Schlachten. Mit mir waren vier Brüder. Der Eine fiel bei Friedrichsstadt, der andere bei Idstedt. Der Willisen hat uns verrathen Wir hätten die Schlacht bei Idstedt gewonnen. So unfähig kann kein General sei, wie Willisen war. Ich sage Ihnen, er hat uns verrathen. Ist auch die allgemeine Meinung im Lande."

Ich schwieg. Ich kannte die Stimmung gegen Willisen.

„Sehen Sie da den Kirchthurm?“ fing der Mann von Neuem an und zeigte auf eine alterthümliche Thurmspitze, welche über ein Wäldchen von Buchen und Erlen hervorblickte. „Das ist Eschgruß, „da ist auch so ein Pastor, der ein sehr unwürdiger Mensch ist. Wo es nur möglich ist, nimmt er uns das Geld ab. Neulich wollte mein Vetter sich verheirathen. Mein Vetter ist gebürtig aus Eschgruß, wohnt aber in einem andern Kirchspiel. Er sollte einen Schein bringen, daß er noch nicht verheirathet sei. Da ging er zu dem Pastor, und verlangte einen solchen Schein. Als der Schein geschrieben war, legte er ihm denselben hin und sagte: „der Schein kostet einen Thaler.“ Mein Vetter kannte die Taxe recht gut und erwiderte: „Nein der Schein kostet 12 Schillinge.“ Da wurde der Pastor grob, und fuhr ihn an: „Ich werde Euch die anglische Knickerei abgewöhnen! Wenn Ihr nicht einen Thaler bezahlt, kriegt Ihr den Schein nicht!“ Da legte mein Vetter einen Thaler auf den Tisch und sagte: „Hier ist der Thaler, aber nun verlange ich's schriftlich auf den Schein, daß er einen Thaler kostet.“ Jetzt wurde der Pastor wüthend, weil er nun nicht zu seinem Zwecke kommen konnte, gab den Schein für 12 Schillinge, wie die Taxe war, und schrie meinem Vetter nach: „Ich werd's Euch ein anderes Mal gedenken.“

Wieder erschienen die weißen Häuser eines Dorfes und eine dunkele Thurmspitze auf der hügeligen grünen Ebene.

„Das ist Quern!“ rief der Mann. Da war ein

braver Apotheker, der hieß Funke, ein wahrer Deutscher. Den wollte der Hardesvoigt fortbringen. Da schloß er ihm die Apotheke, in Kopenhagen nahm man ihm das Privilegium und nun zwang man ihn, das Grundstück für einen Spottpreis an einen dänischen Pharmaceuten zu verkaufen. Der Funke ist ein armer Mann dadurch geworden und wohnt jetzt bei Flensburg auf einem kleinen Hofe. Der neue Apotheker ist aber ein ganz dummer Kerl, und versteht nichts von seinem Geschäft. Der Arzt in Quern verschrieb einem kranken Hufner „Kamillenöl zum Einreiben.“ Er schickte das Recept in die Apotheke, und erhielt Kamillenthee und auf dem Päckchen standen die Worte „zum Einreiben.“ Der Däne stellte sich auch, als verstände er gar kein Deutsch und wollte alle, welche sich aus der Apotheke Medicin holten, peinigen, dänisch zu sprechen. Da machten wir der Sache ein Ende. Alle umliegenden Dörfer, welche zu der Apotheke in Quern gehören, schafften sich mehrere Boten an. Die Boten gehen alle Tage nach Satrup, wo eine gute deutsche Apothrke ist, und holen die Medizin. Der Doctor Jensen in Quern verschreibt auch alle Recepte nur auf die Apotheke in Satrup. Nun haben wir den dänischen Apotheker ganz ausgehungert, er hätte schon längst davon laufen müssen, aber das Ministerium in Kopenhagen giebt ihm eine jährliche Unterstützung. Er finge auch gern wieder mit uns an, denn er läuft auf den Höfen herum, und verspricht, er wolle von nun an auch deutsch sprechen. Aber die Hofbesitzer lassen ihn zum Hofe hinausweisen. Niemand geht mit ihm um, Keiner spricht mit ihm, außer

dem Pastor, dem Küster und dem Gensd'arm. Mit dem Hagemann wirds gerade so gehalten."

Es war Abend geworden. Die Sonne war schon längst untergegangen. Dunkle Regenwolken hatten den Himmel umzogen. Ich mußte bald am Ziele meiner heutigen Reise sein. Ich wollte einen Bauern sprechen, der zwischen Quern und Sörup auf seinem Hofe wohnt, und dann nach Sörup fahren. Die Pferde trabten langsamer. Plötzlich stand der Wagen still. „Ich glaube, Herr, wir sind nicht ganz auf dem rechten Wege", sagte der Kutscher.

„Halt, da sehe ich einen Wegweiser," rief ich, „ich werde nachsehen, wo wir sind," und kletterte aus dem hohen Wagen. Der Wegweiser stand freilich da; er hatte vier Arme, und auf jedem Arme standen mit großen schwarzen Buchstaben auf weißen Grunde die Namen der Orte geschrieben, wohin die Wege führten. Aber ich konnte keinen der Namen lesen. Die deutschen Ortsnamen waren so danisirt, wie sie vielleicht zu Zeiten der schwarzen Margarethe geheißen haben werden, wenn sie überhaupt jemals dänisch gewesen waren. Das war denn doch zu toll. „Steigt mal ab, ob Ihr das Zeug lesen könnt," rief ich dem Kutscher zu, „und gebt mir die Zügel."

Er stieg ab, er las; dann hörte ich einen langen Fluch über diese verfluchten Dänen, welche in einem deutschen Lande dänische Ortsnamen auf die Wegweiser setzen, die kein Mensch lesen kann. Wir wußten nicht, wohin aus. Endlich kam eine alte Frau des Weges, und zeigte uns den Weg nach Sörup, nicht, ohne in die heftigsten Verwünschungen auszubrechen.

Noch eine halbe Stunde, und wir hielten vor einem stattlichen Hofe. Der Abendwind rauschte in den Buchen, die das mittlere Gebäude beschatteten, an welches sich die Scheunen und Ställe anlehnten. „Hier wohnt er," sagte der Kutscher, „auch er ist ein großer Deutscher," dann rief er den Namen des Besitzers des Hofes in die Dunkelheit hinein. Ich nenne den Namen hier nicht, um ihn nicht aller erdenklichen Plackereien Seitens seines Hardesvogts und seines Pastors auszusetzen. Ein junger Mann trat aus dem Hause an meinen Wagen. Ich überreichte ihm eine Karte. Er bot mir die Hand und sagte: „Leider kann ich Sie nicht einladen, die Nacht bei mir zu bleiben; ich habe vor einer halben Stunde Besuch von vielen Verwandten bekommen; aber, trinken Sie den Thee mit uns. Ich werde Sie weiter fahren lassen. Schicken Sie Ihren Wagen nur zurück."

Ich stieg ab und trat in die Stube. Sie war geräumig und mit Sophas und Mahagonimöbeln elegant eingerichtet. Die Verwandten meines Wirths saßen um den Theetisch herum, der gerade zugerichtet wurde. Ich erhielt meinen Platz neben dem Sopha, auf dem die Mutter und eine Verwandte des Hofbesitzers saßen. Neben mir saß ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe, den ich eigentlich am andern Tage hatte besuchen wollen. Mir gegenüber saß auch ein Hofbesitzer aus Löstrup, der mir empfohlen war. Nach wenigen Minuten war es mir, als wenn ich unter alten Freunden säße. Die Unterhaltung drehte sich wie überall, um das Unglück im Lande. Die Mutter des Hofbesitzers wollte ihren jüngsten

Sohn nach Hamburg in eine Schule und in Pension bringen, damit der Knabe etwas lerne, und nicht in der dänischen Schule des Kirchspiels verwildere. Die Frau, welche neben ihr saß, erzählte mir mit Thränen in den Augen, daß sie sich aus demselben Grunde nächstens von ihrer einzigen Tochter trennen müsse. Und dann schimpften die Männer über diese gottverfluchte Wirthschaft und erzählten mir Scandalgeschichten von ihren schwarzen Gensd'armen", wie sie einzig und allein ihre Pastore nannten, wie sich dieselben von Hagemann als Polizeispione gebrauchen ließen, von ihren Schullehrern, die kein Wort deutsch verstünden, und wie sie bei jeder Veranlassung in fünfzig bis hundert Thaler gebrüchtet würden, und welchen schändlichen Lebenswandel die Pastore führten. Es war ein recht trauriger, düsterer Abend. Sie sprachen auch von Deutschland und von ihren Hoffnungen, daß man ihnen doch endlich helfen müsse. Man hätte ihnen im Jahre 1851 allein die Sache überlassen sollen, sie wären schon mit den Dänen fertig geworden. Aber da hätte das Preußische Ministerium schändlich an ihnen gehandelt. Was konnte ich sagen, ich mußte ihnen vollkommen Recht geben. „Ich will Euch etwas sagen", erwiderte ich ihnen dann, „der Tag der Erlösung kommt für uns Alle, für Euch, die Ihr zur Ehre Deutschlands hier an Deutschlands Grenzen so tapfer Widerstand leistet, für die Unterthanen des Papstes, welche in Rom von einer tollen Priesterregierung gequält werden, und für das unglückliche venetianische Land, wo es eine noch weit schändlichere Wirthschaft ist, wie hier bei Euch. Aber schlagt so Einem dieser schwarzen Gensd'armen einmal Arme und Beine entzwei! Das wird helfen. So ein Beispiel thut viel."

Da schüttelten die Männer die Köpfe, und sagten traurig und ernst: „Nein, das liegt nicht in unserer Art. Das geht nicht.“

Seufzend mußte ich, da ich den ruhigen, gesetzlichen Sinn in Schleswig kannte, ihnen Recht geben.

Dann rollte ein Wagen vor. Es war der Wagen des Hofbesitzers, der mich noch spät Abends nach Sörup bringen sollte. Jeder reichte mir die Hand herzlich, als wenn wir uns Jahre gekannt hätten. Ich versprach ihnen, in Deutschland zu erzählen, wie sie leiden mußten, und wie sie auf Deutschland zählten. Dann stieg ich auf den Wagen. Es war eine finstere Nacht. Die hohen Knicks die den Weg einfaßten, rauschten gespenstisch im Winde. Nach einer halben Stunde hielt ich vor der Schenke in Sörup. Alles war drinnen dunkel. Ich kannte den Character des Wirths nicht; ich hatte vergessen mich zu erkundigen. Dann ließ ich meinen Koffer auf die Erde legen und befahl dem Kutscher zurückzufahren. Als die Räder des Wagens in dem Schweigen der Nacht verhallt waren, klopfte ich mit dem schweren Klopfer an die Thüre. Eine Magd öffnete und gab mir ein Zimmer. Niemand wußte in der Schenke, wer mich gefahren hatte.

Drittes Kapitel.

Ein dänischer Sonntag in Angeln.

Der Anglerheld auf dem Schiersberge. Der Pastor Barfoed. Die Bauern vor der Kirche. Dänischer Gottesdienst. Ein dänischer Küster. „Er lernt deutsk bei mich." Der Kirchgang Peter Lucassens. Die Pastore als Polizei-Beamte. Die Geschichte vom silbernen Sarg und den silbernen Schildern. Dänischer Briefkasten.

Es war ein warmer und sonniger Sonntagmorgen. Die Regenwolken vom vergangenen Abend hatte der Nachtwind in die Ostsee gejagt, über den Getreidefeldern schwebten Wolken von Duft und Blüthenstaub, und zwischen den dampfenden Nebeln schimmerten die Wiesen im Reflex der Sonnenstrahlen, wie große Blumenbeete in grüner Einfassung. Weit in Nordosten erhob sich das grüne mit Buchenwäldchen, weißen Häuser gruppen und wogenden, gelben Getreidefeldern übersäete Land zu einer hügeligen Höhe, von der man weithin schaut über die blauen, sonnenbeglänzten Fluthen der Ostsee und über die reichen Fluren des Kirchspiels Sörup, über die gelben Hügel der Bucht von Gelting und auf die schimmernden Ufer der Insel Alsen mit ihren bunten Windmühlen und ihren rothen Dächern. Da drüben auf jenem Hügel

schläft der Anglerheld in glänzender Stahlrüstung, das goldene Schwert an der Seite, den blinkenden Helm auf dem Haupte, neben ihm sein Schlachtroß, der Hügel ist sein Grabmal. Weithin schaut ihn der Schiffer, der über die Ostsee fährt.

Im Wirthshause zu Sörup war es schon früh recht lebendig. In der großen Stube an der Erde saßen Bauern aus der Nachbarschaft, zechten, rauchten und unterhielten sich von der Wirthschaft im Lande, „weil es dänischer Sonntag war.“ „Wollen Sie nicht in die Kirche gehen?“ fragte mich der Wirth, als er mir das Frühstück brachte; ich las meine eigene Antwort in einem schlauen Lächeln seiner großen, blauen Augen.

„Ich mag Euren Pastor weder deutsch noch dänisch predigen hören,“ sagte ich.

„Aber er predigt wirklich nicht schlecht; er ist einer der gescheidtesten im Lande.“

„Ich weiß das Alles; ich kenne den Barfoed recht gut, besser als Ihr denkt, verderbt mir das Frühstück nicht und bestellt mir in zwei Stunden einen Wagen mit zwei Pferden; ich will noch Vormittags nach Schleswig fahren. Ich mag von der Wirthschaft hier im Lande nichts mehr sehen.“

Der Wirth sah' mich mit einem traurigen Blick an und ging. — Er hätte gewiß gern mit mir gesprochen. Aber ein Angler Wirth darf nicht sprechen, wenn er nicht für „die dänische Wirthschaft“ sprechen will. Deshalb schweigt er. Es ist wegen der Conzession und wegen der Strafe und wegen der Spione, welche überall im Lande umherschleichen und horchen.

Nach einer halben Stunde ging ich vor die Thüre. Die Kirche in Sörup stand gleich neben dem Wirthshause. Sie ist schön, groß und stattlich, eine der schönsten in Nordangeln, ganz von behauenen Quadern erbaut, mit einem zweihundert Fuß hohen Thurme. Die Kirche stammt bereits aus dem vierzehnten Jahrhundert. Sehr schön und mit Bildwerken geschmückt ist das Portal der Nordthüre. Der Kirchhof, der die Kirche umgiebt, erhebt sich ein wenig über das Niveau der übrigen Häuser des Dorfes. Zwischen den grünen Grabhügeln mit den altersgrauen Steinen und den weißen Kreuzen blickt man weithin über das Land und über den blauen Spiegel eines kleinen See's. Noch tönten die letzten Glockenklänge vom Thurme über die dampfenden Felder und über den in den Strahlen der Morgensonne glänzenden Seespiegel, um zur Kirche einzuladen. Aber es schien Niemand kommen zu wollen. Die Bauern aus dem Wirthshause standen auf dem Kirchhofe vor dem Portal der Nordthüre. Sie rauchten, schwatzten und lachten, aber in die Kirche ging Keiner. Ich trat zu ihnen heran. Sie blickten mich mißtrauisch an. Da bemerkte ich unter ihnen einen Hofbesitzer, den ich am Abend vorher in dem Hause gesprochen hatte, wo ich den Thee trank und wo ich ihm rieth, zuweilen an ihren schwarzen Gensd'armen ein kleines Exempel zu statuiren. Er trat zu mir, schüttelte mir herzlich die Hand, und nun sahen mich Alle mit freundlichen und herzlichen Blicken an.

„Geht Niemand in die Kirche?“ fragte ich lachend.

„O ja,“ erwiderte mir ein stattlicher, großer Bauer mit gelblondem Haar, „Einer wird kommen, der Pastor

ist schon drin, auch der Küster und einige Kinder. Der Gensd'arm hat heute über Land müssen."

Drinnen in der Kirche hörte ich einige Kinderstimmen ein dänisches Lied singen, zwischen den hellen Stimmen ertönte eine Männerstimme.

„Das ist der Küster," sagte der stattliche Bauer mit dem gelbblonden Haar; „er versteht gar kein Deutsch. Neulich beschwerten wir uns bei dem Pastor und sagten: Das ginge doch gar nicht länger an mit dem Unterricht Da wies uns der Pastor die Thüre und schrie uns an: „Er lernt deutsk bei mich."

Ein allgemeines Gelächter antwortete der wahrscheinlich schon oft wiederholten Antwort des Pastors.

Da schlich ein Bauer eilig zwischen den grünen Grabhügeln mit den altersgrauen Denksteinen und den weißen Kreuzen über den Kirchhof nach dem Portal der Nordseite. Er eilte, als wenn das böse Gewissen hinter ihm herschliche und seine Schritte beschleunige. Er sah nicht rechts und nicht links. Schon war er nahe an der Kirchenthür, da bemerkte ich ihn.

„Seht, da ist er", rief ich, „der Einzige, der im Kirchspiel Sörup in die dänische Predigt geht, das ist Peter Lucassen!

Alle Bauern wandten sich um. Ein Hohngelächter ertönte auf dem Kirchhofe „Peter Lucassen," rief es, „Peter Lucassen, der Däne, der in die dänische Predigt geht.

Der Bauer war in dem Portal verschwunden, die Kirchenthüren wurden jetzt von Innen verschlossen.

„Jetzt fängt die Predigt an," sagten die Bauern.

„Die Thüre bleibt so lange verschlossen. Wer während der Predigt die Kirche verläßt, bezahlt hundert Thaler Strafe. Das ist eine neue Verordnung des Hardesvogts. Nun, wir bezahlen die 100 Thaler Brüche nicht; denn Keiner aus dem Kirchspiel war noch jemals in der dänischen Predigt."

Drinnen hörte ich den Pastor in dänischer Sprache predigen. Keiner von uns verstand ein Wort davon.

„Sehen Sie," sagte der Bauer mit dem goldgelben Haar, „doch ist es recht traurig. Wir gingen so gern in die Kirche. Wir hatten hier zwei Pastoren, würdige gelehrte Männer, Hansen hieß der Eine, und Thomsen, der Andere. Nun sind sie schon lange verbannt und predigen in Deutschland. Der Eine ist sehr weit, er hat eine kleine Stelle, nahe an der französischen Grenze. Man sagt, er kann Sonntags die Glocken läuten hören in Frankreich. Wir wollten ihnen ein Geschenk schicken in die neue Heimath, als ein Zeichen, daß wir noch immer ihrer gedenken, und sie immer lieben werden. Wir wählten Vertrauensmänner unter uns, und die sammelten auf den Höfen im Kirchspiel. Da hörte der neue dänische Pastor von der Sache und zeigte es dem Hardesvogt an, und da wurde Jeder, der gegeben hatte, in 20 Reichsbankthaler Brüche verurtheilt, „wegen unbefugten Geldsammelns ohne polizeiliche Erlaubniß." Das war schändlich. Aber in die dänische Predigt gingen wir doch nicht, und wir werden nie hineingehen."

„Der Barfoed ist der schlechteste nicht, sagte dann ein anderer, aber er ist gefährlich, gerade weil er nicht dumm ist, wie die Andern; aber er ist sehr schlau. Un-

sere Prediger bilden die geheime Polizei. Wer etwas erlangen will, kann sich nur an den Pastor wenden. Neulich, es war nicht hier, es war in einem andern Kirchspiel, legte ein Bauer eine Schankwirthschaft an. Er hatte sich mit seiner Frau als Pächter auf einem Hofe 1800 Thaler in zehn Jahren erspart. Als er mit seiner ganzen Einrichtung fertig war, da versagte ihm der Hardesvogt die Concession. Der Pastor hatte ihn angezeigt, er hätte die Adresse an die Stände-Versammlung unterzeichnet. Er schrieb nach Kopenhagen an das Ministerium. Alles war vergeblich. Er war ganz ruinirt, denn er hatte alles Geld in die neue Wirthschaft gesteckt. Da kam er eines Tages zu mir und sagte: „Ich kann nicht anders; ich muß zu dem Pastor gehen." Ich sagte ihm, „wenn Du es kannst, thue es; ich thäte es nicht." Aber er ging hin. Da fuhr der Pastor mit ihm nach Sonderburg, gerade als der Minister da war, der Amtmann Wolffshagen. Und der Pastor legte Fürbitte für ihn ein, und erzählte dem Minister, daß der Mann ein guter, heimlicher Däne wäre, die Sache der Conzession beruhe auf einem Irthum. Und nun bekam er die Concession in drei Tagen. Sie können wohl denken, umsonst ging das nicht ab bei dem Pastor. Es hat dem Mann viel gekostet. Und dazu die Schande im Dorfe, daß er bei dem Pastor gewesen war. In demselben Kirchspiel wollte der Besitzer einer Oelmühle einen Korngang anlegen, weil es allein mit der Oelmühle nicht mehr ging. Sein Gesuch wurde an den Pastor geschickt, um darüber Bericht zu erstatten. Der Pastor fragte dann mehrere Bauern im Dorfe um ihre Meinung in der Sache. Alle sagten

ja, daß der Mann den Korngang anlegen müsse, weil es nöthig sei, und weil er ohne den Korngang nicht leben könne. Aber der Pastor berichtete doch dagegen und sagte, der Mann sei ein schlechter Unterthan; denn er sei noch niemals in der dänischen Predigt gewesen. Aber er hatte noch einen andern Grund, um es abzuschlagen, nämlich, weil der Mann ihm immer das schlechteste Korn geliefert hatte. Der Pastor hat das einmal unter der Hand zu dem Küster gesagt, und als der Küster betrunken war, plauderte er es aus. Er erhielt die Concession nicht, und nun ist die Oelmühle in Concurs gerathen. Sehen Sie, so betragen sich hier die Pastore."

„Und sprecht mir nichts von dem Barfoed. Er ist nur klug, sonst ist er wie die Andern;" unterbrach ihn ein alter Bauer mit weißem Haar und tiefgefurchten Zügen, „wissen Sie denn die Geschichte mit den silbernen Särgen und den silbernen Schildern?"

„Ja, ich weiß sie, erwiederte ich, „ich habe mich anderswo erkundigt. „Bei der Reparatur der Kirche ließ er die Begräbnisse aufbrechen, welche zum Gute Schwensby gehören. Er wollte durch die Inschriften auf den Särgen nachweisen, daß Sörup eigentlich dänisch sei. Aber alle Inschriften, sogar die aus dem sechszehnten Jahrhundert waren deutsch. Da wurde der Pastor sehr böse, und ließ die silbernen Schilder abnehmen. Wo sie geblieben sind, weiß Niemand."

„So ist es," riefen die Bauern, „das war schändlich!" Niemand spricht hier im Kirchspiel, wo sie dänisch predigen und wo der Unterricht in der Schule nur dänisch ist dänisch. Im ganzen Kirchspiel sind nur fünf alte Frauen

welche das plattdänische etwas verstehen, aber nicht einmal sprechen; und doch hat man es zu einem gemischten Distrikt gemacht. Wird man uns denn in Deutschland nicht helfen, daß das endlich einmal anders wird?"

So war die Unterhaltung vor der Kirche zu Sörup. Drinnen hörte ich den Pastor Barfoed immer noch dänisch predigen. Dann sah ich den Wagen vor dem Wirthshaus vorfahren. Ich nahm von den Leuten Abschied, welche erst noch die Kinder erwarten wollten, und ging nach dem Wirthshause zurück. Vor der Thür desselben war ein Briefkasten angebracht. Auf demselben war die Inschrift in dänischer Sprache. „Versteht Ihr denn das da auf dem Briefkasten," fragte ich den Wirth, der meinen Koffer auf den Wagen legte.

Der Mann sah mich mit einem schmerzlichen Blicke an, drückte mir die Hand und fort rollte der Wagen in den dänischen Sonntag hinein, an dem stattlichen Hause vorüber, wo nun der dänische Pastor wohnte, und dessen Schwelle jetzt kein Bauer aus dem Kirchspiel überschreitet, als wenn ihn die dringenste Nothwendigkeit dazu zwingt.

Fünftes Kapitel.

Der Märtyrer von Apenrade.

Der Wahnsinnige in Sonderburg. Der Apotheker Karberg. Seine Ausbildung und seine Studien. Das Manuscript des Arztes. Das Präcetto nach der Amnestie von 1851. Vergleiche zwischen Römischen, Neapolitanischen und dänischen Polizeimaßregelungen. Die erste Intrigue. Der Amtmann von Apenrade. Kammerherr Heltzer. Der Werth eines Realprivilegiums in Dänemark. Eine neue Apotheke ohne Kunden. Die braven Kirchspielvögte. Gezwungene Kunden. Der dänische Apotheker wird der Vorgesetzte des Deutschen. Der dänische Spion in der Apotheke. Die Vergewaltigung. Polizeiliche Schließung der Apotheke. Verschwendung des städtischen Vermögens in Apenrade. Die neue Schiffbrücke. Eine Zwangstaxation. Der Zwangskäufer. Ein unerhörter Kaufkontrakt. Neue Intrigue nnd Quälerei. „Es giebt kein Recht in Schleswig.“ Karbergs Verarmung, Verzweiflung und Tod.

In der Stadt Sonderburg auf Alsen starb im Frühling dieses Jahres in tiefer Armuth ein wahnsinniger und schwerkranker Mann. Nur im ganz hellem Sonnenlicht und gestützt auf zwei Stöcke war der Unglückliche im Stande, einige Schritte zu gehn. Das Licht

seiner Augen reichte in den Momenten, wo nicht die finstere Nacht des Irrsinns seine Seele umdunkelte, nur bis zu dem Stück Boden, auf dem seine schwankenden Füße standen; wenn aber die schwarzen Fittiche des Wahnsinns seine gequälte Seele umrauschten, dann träumte er, er sei ein steinreicher Mann, besitze viele Millionen in Gold, Perlen, und Diamanten, und wohne auf einem glänzenden, mit aller Pracht und allem Luxus ausgestatteten Schlosse, bis die Gestalten dänischer Gensd'armen und Soldaten ihn aus seinen Prunkgemächern jagten, und in die elende Wirklichkeit von Schmerzen, Blindheit und Armuth zurückstießen. Der Unglückliche hat mehrere schreckliche Jahre in diesem Zustande verlebt, bis der Todesengel, mitleidiger wie die Krankheit und wie die Menschen, ihn endlich, als der Frühling mit frischem Grün, mit schimmernder Blumenpracht und mit süßem Blüthenduft von Neuem über die schönen Küsten von Alsen wehte, aus seinen Qualen erlöste. Der Unglückliche war nicht immer so arm und elend gewesen. Er war einst ein reicher, glücklicher Mann, angesehen in den Herzogthümern weithin, ein Mann von Energie, Intelligenz und reichem, geistigen Wissen, in den letzten zehn Jahren ein tapferer Kämpfer unter den Deutschen in Schleswig. Es war der Apotheker Karberg in Apenrade. Jedermann in Schleswig-Holstein kannte seinen Namen, und nennt ihn mit Achtung und mit einem Gefühl innigen Mitleids. Sehr Wenige kennen die Qualen und Schmerzen, denen sein energischer Geist endlich unterlag; aber Jedermann weiß, daß er das Opfer von Gewaltthaten war, welche sich die österreichi-

sche Regierung niemals in Venetien erlaubt hat, und daß sein zerstörtes Leben unter die Akte dänischer Gerechtigkeitspflege zu zählen sind, welche in Schleswig während der letzten zehn Jahre Angesichts Deutschlands an Deutschen verübt werden. Im Jahre 1845 kam der Apotheker Karberg in das Land. Er hatte die Apothekerkunst in Lübeck erlernt, studirte Pharmacie in Kiel und Berlin, erhielt in dem Staatsexamen, welches er im Jahre 1831 vor dem Sanitätscollegium in Kiel ablegte, die erste Nummer, und kehrte in Besitz eines Vermögens von 32,000 Thaler, welches er sich als Apotheker in Wittingen in Hannover erworben hatte, in die Heimath zurück, um die Apotheke in Apenrade für die Summe von 48,000 Thlr. anzukaufen. Die Apotheke war immer eine der besten im Lande. Bei den jährlichen Visitationen fand der Physikus immer Alles in musterhafter Ordnung. Der Wahnsinnige in Sonderburg starb aber in tiefster Armuth. Sein elendes Leben wurde durch die Wohlthaten seines Bruders und seines Schwagers erhalten. Und wer waren diejenigen, welche ihn seines Vermögens beraubten, welche ihn, den einst reichen, glücklichen und angesehenen Mann, in diese Armuth und in diese Nacht voll Irrsinn und körperlicher Qualen gestoßen hatten. Es sind die dänischen Beamten in Schleswig. Ich werde sie im Laufe meiner kurzen und schrecklichen Erzählung namentlich aufführen. Sie thaten das, was sie thaten, mit Bewußtsein, mit Absicht, ohne Erbarmen und ohne Mitleid.

Ein Mann in Holstein, dessen Name als Arzt, als wissenschaftlicher Schriftsteller, als Mensch und als

Kämpfer für das Recht und für die Freiheit seines Landes hochgeehrt ist, übergab mir ein Manuscript, welches eine aktenmäßige Darstellung der an Karberg verübten Vergewaltigung enthielt. Vor des Unglücklichen Tode hatte er nicht gewagt, es zu veröffentlichen. Er fürchtete, daß man aus Rache neue Gewaltthaten an dem schon halbtodten Mann verüben könne. Als das Opfer dänischer Gerechtigkeitspflege in Schleswig ausgelitten hatte, da versuchte er das Manuscript drucken zu lassen. Aber kein Buchhändler und kein Buchdrucker wagte das Manuscript zu drucken. Er übergab es mir sodann mit der Bitte, in Deutschland diesen Fall dänischer Gerechtigkeitspflege zu veröffentlichen, und ich erfülle nun seinen Wunsch, damit man in Deutschland wissen möge, in welcher Art und Weise in Schleswig von den dänischen Beamten mit Deutschen umgegangen wird. Ich füge hinzu, daß meine Darstellung sich dem mir vorliegenden Manuscript genau anschließt, daß sie also aktenmäßig ist, und ich jede darin enthaltene Thatsache vertrete. Man erstaune aber nicht; man wundere sich nicht über eine lange Reihe von Ungerechtigkeiten, administrativen und polizeilichen Gewaltthaten. Die Karbergsche Vergewaltigung steht leider in Schleswig in der Leidensgeschichte dieses unglücklichen Landes nicht vereinzelt da. Mir sind viele ähnliche Dinge bekannt. Von den vielen nenne ich nur zwei, die Vergewaltigungen, welche den Apothekern Paulsen in Husum und Funk in Quern widerfahren sind. Der Verlauf derselben war ein ganz ähnlicher, nur zufällig endete das Drama nicht so schrecklich. In der Schlußscene des letzten Aktes trat dort nur

die Armuth auf, nicht der Irrsinn und die Verzweiflung. Alle diese einzelnen Beispiele sind nur Fälle der consequenten Verfolgung eines Princips. Das Princip ist die Danisirung eines deutschen Landes, und in diesem Princip liegt es, die Deutschen in Schleswig jeder Stellung als Aerzte, als Beamte, als Lehrer, als Geistliche zu berauben, sie zum Auswandern zu zwingen und sich selbst für einen billigen Preis oder für gar Nichts in den Besitz ihrer Grundstücke, ihrer Güter und ihrer Häuser zu setzen. Am liebsten würde man sie Alle auf einmal ins Meer jagen. Aber in dem Character des Inseldänen fehlt der Muth. Man fürchtet sich vor dem Scandal und vor dem Lärm, den große Gewaltthätigkeiten und massenhafte Executionen in Europa machen würden. Deßhalb wählt man den Weg der heimlichen Vergewaltigung und sucht, wie es die Herzoge von Parma und Modena thaten, das Land hermetisch von dem übrigen Europa abzuschließen, damit Nichts von dem, was da drinnen passirt, über die Grenze kommt — als nur der Pesthauch der Lüge, welche die eiderdänische Presse in Kopenhagen und die Flensburger Zeitung alle Tage fabriciren.

Apenrade ist eine sehr gewerbthätige und wohlhabende Stadt im nördlichen Schleswig. Neunzig Segelschiffe liegen in ihrem Hafen; ein einziger Rheder besitzt allein zwanzig Schiffe. In Apenrade war immer viel Intelligenz, aber in Apenrade wurden auch immer die deutschen Interessen mit großer Consequenz und Selbständigkeit vertreten. Das Apenrader Wochenblatt nahm von jeher in der die deutschen Interessen vertretenden Journalistik

einen sehr ehrenvollen Platz ein. Deßhalb hatten die Dänen auch von jeher einen bittern Groll auf die deutsche Stadt, und als die Schlacht bei Idstedt ihnen die Macht in die Hände gab, da fielen sie mit einer wahren Erbitterung über die Stadt her. Dreißig Preßprozesse und über Hundert Confiskationen tödteten das Leben des Apenrader Wochenblattes. Der Apotheker Karberg wurde von ihnen besonders gehaßt, weil er deutschen Sinn mit Intelligenz, mit Energie und mit dem Besitz eines bedeutenden Vermögens verband. In den Jahren 1848 bis 1850 war er Commandant der Bürgerwehr in Apenrade gewesen, seine Betheiligung an der Bewegung in den Herzogthümern konnte aber niemals eine bedeutende sein, weil schon damals die ersten Spuren eines Rückenmarkleidens bei ihm auftraten. Nach dem Erlaß des Amnestiepatents vom 8. Juli 1851 kehrte Karberg nach Apenrade zurück.

Er war kaum angekommen, da begannen bereits die kleinlichen Plackereien, denen alle Amnestirte ausgesetzt waren. Die Maßregeln, welche die österreichische und päpstliche Polizei in Italien gegen politisch Compromittirte unaufhörlich anwendet, und welche man unter dem Namen des Präcetto dort zusammenfaßt,*) wurden auch in Apenrade gegen die Deutschen in Scene gesetzt. Sie wurden in der Stadt confinirt; es wurde ihnen bei Geld- und Gefängnißstrafen verboten, ihre Gärten vor der Stadt zu besuchen. Sie durften Abends nach einer bestimmten Stunde ihre Häuser nicht mehr verlassen; Nachts

*) S. „Frei bis zur Adria", Leidensgeschichte des ital. Volkes, von Gust. Rasch, Berlin. Verlag von Vogel & Co.

durften sie nicht außer dem Hause schlafen. Alle drei Tage wurden sie von dem Polizeimeister zu einer bestimmten Stunde vorgeladen, um ihre Anwesenheit in der Stadt zu constatiren. Wehe ihnen, wenn sie nicht auf die Minute erschienen! Sofort wurden sie dann von der Polizei in Strafe genommen. Drei Thaler, acht Thaler, zwanzig Thaler Strafe waren die sofortige Folge jeder Versäumniß, und der Executor erschien am andern Morgen, um das Geld abzuholen. Wenn sie aber auf die Minute erschienen, so ließ man sie stundenlang warten. Der Apotheker Karberg stand natürlich unter denen, welche in dieser Weise gemaaßregelt wurden, immer in erster Reihe, ja man dehnte das Präcetto bei ihm noch weiter aus. Er mußte der Polizei alle Tage ein Verzeichniß aller Briefe einreichen, welche er erhielt, und in diesem Verzeichnisse Ort und Namen der Absender angeben. Da auf der Post sämmtliche Briefe erbrochen wurden, so war eine Controlle sehr leicht auszuüben. Schwere polizeiliche Strafen trafen ihn, sowie er eine unrichtige Angabe machte. Er mußte ferner täglich ein Verzeichniß sämmtlicher Personen einreichen, welche die Apotheke besuchten, und zwar nicht nur der Leute, welche ihm persönliche Besuche abstatteten, sondern derer, welche Apothekerwaaren kauften. Der Apotheke gegenüber wohnte ein Buchbinder, der ihm zum Aufseher bestellt wurde, und die Besucher der Apotheke controllirte. Wehe dem Apotheker, wenn auf der Liste des Buchbinders ein Name figurirte, der nicht auf der Liste Karberg's verzeichnet war. Neue, immer höher ansteigende Brüche mahnten ihn zu einer strengern Aufmerksamkeit.

Ich habe diese geistreichen Spezialitäten des Präcetto weder in Venetien, noch in Rom, noch in Modena gefunden. Die Polizeibeamten des Papstes könnten wirklich noch in Schleswig erfolgreiche Studien machen.

So ging es viele Monate. Mancher Bürger in Apenrade wurde der täglichen Quälereien und Plackereien überdrüssig und verließ das Land. Karberg war aber ein consequenter und energischer Mann. Er blieb. Mit unerschütterlicher Ruhe reichte er alle Tage seine Verzeichnisse ein, erschien auf der Polizei und bezahlte Brüche über Brüche. Den Dänen dauerte die Sache zu lange. Man ersann andere Mittel. Eines Tages erschien in der Apotheke ein junger Mann, der sich für einen Candidaten der Pharmacie ausgab und sich Worsaal nannte. Er fragte Karberg, ob er nicht geneigt sei, seine Apotheke zu verkaufen. Karberg schien jetzt eine Ahnung seiner schrecklichen Zukunft zu haben; er sagte „Ja!" führte den Käufer in der Apotheke umher, zeigte ihm die Waaren-Vorräthe, legte ihm die Bücher vor und bestimmte dann seinen Preis. Aber kaufen wollte der Mann die Apotheke nicht. Darin irrte sich Karberg. Er wollte sie umsonst haben. Der Mann war ein Vetter des dänischen Amtmanns in Apenrade, des Kammerherrn und Ritters vom Danebrog Heltzer. In die Apotheke Karberg's kam er nicht wieder. Er kaufte sich in Apenrade ein Haus, und als er das Haus hatte, da richtete er sich dort eine Apotheke ein. Das Realprivilegium zu dieser Apotheke hatte er bereits in der Tasche; er hatte es aus Kopenhagen mitgebracht. Karberg hatte das Realprivilegium seiner Apotheke freilich mit dreißigtausend Thalern bezahlt.

Am 23. Januar 1846 war das Realprivilegium von König Christian dem Achten auf ihn extendirt worden. Indeß auf solche Dinge kommt es in Schleswig gar nicht an. Eben so wenig wurde das Sanitäts-Collegium in Schleswig um ein Gutachten in der Sache gefragt. Als Karberg eines Morgens aufstand und aus seinem Hause sah, erblickte er zu seinem nicht geringen Erstaunen eine neue Apotheke in Apenrade. Die ganze Sache war mit der größten Schnelligkeit und Heimlichkeit betrieben worden. Das Haus, worin die neue Apotheke eingerichtet wurde, war einer Frau unter dem Vorwande, man wolle dort eine Bierbrauerei anlegen, von einer dritten Person abgekauft worden.

Karberg reichte einen Protest bei dem Sanitäts-Collegium in Kiel ein, er wandte sich nach Kopenhagen an das Ministerium, er berief sich auf sein Realprivilegium. Er bekam abweisende oder gar keine Antworten. Seine Apotheke war durch die Anlegung einer neuen Apotheke um die Hälfte in ihrem Werthe gesunken. Der Werth erreichte nicht mehr die Höhe der darauf eingetragenen Schulden. Karberg war bereits ein armer Mann.

Aber der Amtmann und sein Vetter hatten dennoch die Rechnung, wie man zu sagen pflegt, ohne den Wirth gemacht. Zu einer Apotheke gehörten Menschen, welche Recepte machen ließen und Waaren kauften. In der neuen Apotheke war und blieb es still und leer. Die Deutschen in Schleswig sind groß im zähen, passiven Widerstande. Da befahl der Amtmann den dänischen Beamten, der städtischen Armencommission, der Verwaltung des Krankenhauses und des Gefängnisses, ihre Apo-

thekerwaaren nur bei seinem Vetter zu kaufen. Der neue Apotheker mußte aber auch verdienen. Karberg hatte der Armencasse, dem Krankenhause und der Gefängnißverwaltung einen Rabatt von 25 Procent bewilligt. Der Amtmann befahl, von diesem Rabatt abzustehen. Die Anstalten wurden freilich aus dem städtischen Vermögen verwaltet; aber darauf kommt es ja in Schleswig gar nicht an. Apenrade ist durch die unsinnige Verschwendung des städtischen Vermögens während der letzten zehn Jahre tief verschuldet. Wurde doch erst vor Kurzem für die Summe von 15,000 Thalern ein Nebenweg zur Schiffbrücke angelegt. Der Nebenweg hat eine Länge von mehreren hundert Schritten, er ist für die Stadt vollkommen nutzlos; aber er führt gerade auf die Wohnung des Senators Fischer, deshalb ist er nothwendig. Jedoch von den Beamten, aus der Armencasse und von den Kranken in den Gefängnissen konnte die Apotheke noch nicht bestehen. Der Amtmann war um neue Mittel nicht verlegen. Wo wäre das jemals bei einem dänischen Beamten in Schleswig der Fall? Er rief die zwölf Kirchspielvögte des Amtes zusammen. Er stellte ihnen vor, daß der Regierung Alles daran gelegen sei, daß die neue Apotheke reüssire. Die Regierung befehle Jedem durch ihn bei Strafe höchster Ungnade, daß Jeder in seinem Kreise durch alle möglichen Mittel dahin wirke, daß die Bauern und Hofbesitzer bei dem neuen Apotheker ihre Recepte machen ließen. Aber die Kirchspielvögte waren brave und charakterfeste Menschen. Sie erkärten dem Kammerherrn und Danebrogsritter, daß sie sich den Teufel um die Gnade oder Ungnade der Regierung be-

kümmerten, daß der Apotheker Karberg ein vortrefflicher Apotheker und ein hochgeachteter Mann sei, und daß sie sich zu schlechten Streichen nicht hergäben. Nur einer unter ihnen ging auf das Anerbieten des Amtsmanns ein. Ich nenne deßhalb seinen, seit dieser Zeit in der ganzen Umgegend von Apenrade verachteten Namen. Es war der Kirchspielvogt Reuter, ein Deutscher.

Aber in der neuen Apotheke war und blieb es still und leer. Die Anstrengungen des Kirchspielvogts Reuter waren sämmtlich vergeblich. Keiner von den in seinem Kirchspiel wohnenden Hofbesitzern und Bauern kaufte in der neuen Apotheke.

Es mußten andere Mittel in Bewegung gesetzt werden, um den Widerstand zu brechen und den verhaßten Karberg zu ruiniren. Es wurde ein eigenes Sanitäts-Collegium für Apenrade errichtet, und der Apotheker Worsaal wurde zum Mitgliede desselben ernannt. So wurde der neue Apotheker ein Vorgesetzter Karberg's, wurde Mitvisitator der Landesapotheken und konnte als solcher bei Tage und bei Nacht in Karberg's Apotheke eindringen und dieselbe inspiciren und visitiren. Nun wurde die Apotheke alle Vierteljahre auf das Genaueste und Sorgfältigste visitirt und inspicirt. Indeß auch mit den Visitationen kam man nicht weiter. Die Ordnung in Karberg's Apotheke war so musterhaft, daß selbst das Sanitäts-Collegium in Apenrade keinen Makel entdecken konnte. Da verfiel man auf ein anderes und wirklich teuflisches Mittel. Karberg erhielt unter Androhung einer schweren Geldstrafe einen polizeilichen Befehl, der dahin lautete, seine beiden deutschen Gehülfen zu entlassen

und zwei Dänen zu engagiren, weil die deutschen Gehülfen sich dem dänisch redenden Theil des Publikums nicht verständigen könnten. Die Absicht, welche diesem polizeilichen Befehle zu Grunde lag, war natürlich eine ganz andere. Man wollte gewaltsame Versehen provociren, ihm schwere Brüche auferlegen und auf Grund dieser Versehen die Apotheke schließen. Karberg wurde wirklich gezwungen, einen seiner guten deutschen Gehülfen zu entlassen und einen Dänen zu engagiren. Der Däne hatte eine zweite Rolle in der Apotheke zu spielen, die Rolle des Spions. Karberg pflegte in Gesellschaft seiner Gehülfen zu Mittag zu essen; er konnte den dänischen Gehülfen von dem gemeinschaftlichen Mittagessen nicht ausschließen. Der Däne rapportirte jedes Wort, was bei Tische gesprochen wurde. Als Karberg die zweite Rolle desselben durchschaute, jagte er ihn fort.

Man sah, auch auf diese Weise kam man nicht zu dem gewünschten Ziele. Es mußte zu enormen Gewaltstreichen geschritten werden. Am 17. Februar 1855 erhielt Karberg ein Rescript des Ministeriums in Kopenhagen. Der Minister Raaslöff zeigte ihm in demselben an, daß auf ein, vor fünf Jahren von Karberg nur, um die Formalitäten zu wahren, eingereichtes Gesuch, betreffend die Bestätigung seines Realprivilegiums, nicht eingegangen werden könne. Zugleich erhielt der Amtmann aus dem Ministerium den Befehl, die Apotheke zu schließen. An demselben Tage wurde von einem Polizeidiener ein Zettel an die Thür der Apotheke geklebt, auf dem die Worte standen:

„Die Apotheke ist geschlossen.“

Der Apotheker Karberg war ein energischer und muthiger Mann. Er ließ jedem von seinen Gehülfen eine Flasche Wein geben. Selbst trank er auch eine Flasche, „weil doch so Etwas in Schleswig noch nicht passirt sei.“ Dann protestirte er gegen dies unerhörte Verfahren bei dem Sanitäts-Collegium und wandte sich zu gleicher Zeit im Beschwerdewege an das Ministerium zu Kopenhagen und an das Appellationsgericht in Flensburg. Er erhielt überall die abweisende Antwort, daß es bei dem eingeleiteten Verfahren bleiben müsse. Jetzt wandte er sich mit der Bitte an den Minister in Kopenhagen, daß es ihm gestattet sein möge, die Apotheke noch ein Jahr fortzuführen, um dieselbe in der Zwischenzeit zu verkaufen. Auch das Gesuch war umsonst. Raaslöff wies ihn ab.

Ein zufälliger Umstand bewog das Ministerium indeß, von dem eingeschlagenen Wege abzuweichen. Auf der Apotheke standen Pupillengelder und einige Capitalien dänischer Landleute eingetragen. Diese wären durch den Schluß der Apotheke ruinirt worden. Man fürchtete den Spektakel, den diese Leute machen würden, und so wurde Karberg endlich gestattet, die Apotheke für eine von einer Medicinal-Commission zu bestimmende Summe an einen bestimmten Pharmaceuten, den man ihm nennen würde, zu verkaufen. Die Commission solle aus drei Personen bestehen, von denen der dänische Medicinalrath Schleißner die eine sein, der zukünftige Inhaber der Apotheke die andere und Karberg selbst die dritte wählen sollte. Einige Tage später zeigte der Medicinalrath Schleißner Karberg an, daß ein Candidat der Pharmacie

Namens Stißgaard, zum zukünftigen Besitzer der Apotheke bestimmt sei. Nun schritt man zur Taxation der Apotheke. Dieselbe fiel folgendermaßen aus:

Das Grundstück mit Hof und Garten wurde geschätzt auf 6375 Thaler,
die Apotheke mit allen Apparaten „ 2375 Thaler,
die Droguen und Waaren „ 1500 Thaler;
so daß die Gesammtsumme 10,250 Thaler betrug, wozu noch 10,250 Thlr. für das Privilegium kamen. Zur Charakteristik dieser Taxation diene, daß die Brutto-Einnahme der Apotheke im letzten Jahre, wo die Apotheke bereits bestand, jährlich 4282 Thlr. betrug, daß ferner selbst nach dänischer Schätzung das Realprivilegium einen Werth von 30,000 Thlrn. hatte. Karberg verlor durch diesen Zwangskauf also 17,950 Thaler. Damit war man indeß lange noch nicht zufrieden. Karberg mußte die Apotheke zu einem noch weit geringeren Preise hergeben. Um denselben zu erlangen, wurde eine Reihe von Manövern in Bewegung gesetzt, welche ich in kurzen Worten schildern werde:

Es wurde Karberg eine Punctation zum Abschluß des Kaufes vorgelegt, nach der der neue Apotheker die Apotheke für eine Kaufsumme von 22,800 Thalern übernimmt. Der Käufer zahlt bei seinem Antritte hierauf nur 3000 Thlr., die übrigen 19,800 bleiben 3 Jahre unkündbar stehen. Die Einwilligung der Creditoren hat Karberg zu beschaffen. Er trägt außerdem sämmtliche Lasten und Steuern bis zum Tage der Uebergabe. Karberg erklärte, er werde diese Punctation nicht unterschreiben. Er war selbstverständlich dazu nicht im Stande,

da die Creditoren niemals in die Bedingung, ihre Capitalien drei Jahre stehen zu lassen, gewilligt hätten. Man erwartete, daß Karberg den Kaufcontract nicht unterschreiben würde; denn man wollte ihm nur noch härtere Bedingungen abpressen und suchte nur eine neue Veranlassung um daran anzuknüpfen. Karberg erhielt als Antwort auf seine Erklärung ein Schreiben des neuen Käufers, daß auch er von den stipulirten Kaufbedingungen zurücktrete und er ihm durch seinen Sachwalter andere Bedingungen stellen lassen werde. Diese neuen Bedingungen wurden dem unglücklichen Apotheker auch baldigst mitgetheilt. Sie waren unerhört und bestanden in nichts Geringerem, als: Karberg sollte seine Gläubiger dahin bringen, von ihren Forderungen 35 Procente fallen zu lassen, angeblich aus dem Grunde, um die letzten beiden Gläubiger zu decken, welche sonst ausfallen würden. Stißgaard dachte auf diese Weise noch ein Quantum von 3487 Thalern zu lucriren.

Natürlicher Weise verweigerte Karberg dies neue Ansinnen und verlangte die contractsmäßige Abnahme der Apotheke. Der neue Apotheker sagte „Nein!“ um das Unmögliche durchzusetzen. Man vergesse nicht, daß die Apotheke während dieser ganzen Zeit, nämlich seit fast einem Jahre, still stand, daß die Waarenvorräthe und das Verkaufslokal versiegelt waren, daß während der Zeit die Waaren verdarben, daß Karberg aber sämmtliche Lasten und Kosten, welche auf der Apotheke ruhten, tragen mußte. Er war in einer verzweifelten Lage. Das Vermögen, was ihm nach dem Verkauf der Apotheke noch übrig blieb, verminderte sich zusehends von Tage zu Tage. Er mußte

Steuern und Lasten bezahlen, ohne einen Schilling Einnahme zu haben. Nochmals wandte er sich in einer ganzen Reihe von Eingaben an das Ministerium, an den Polizeimeister, an den Amtmann in Apenrade, an das Apellationsgericht. Entweder er erhielt gar keine oder abschlägige Bescheide. Es giebt in Schleswig gar kein Recht. Es wurden neue Vorschläge gemacht. Genug, diese beispiellose Vergewaltigung endigte damit, daß die beiden letzteingetragenen Gläubiger auf ihre Forderung zum Betrage von 6750 Thalern verzichteten, wenn die Apotheke sofort von dem neuen Käufer übernommen würde. Dies geschah am 6. Juni 1856, fast ein Jahr nach dem gewaltsamen Schluß der Apotheke. Die beiden zuletzt eingetragenen Gläubiger waren Karberg's Bruder und Schwager.

Das Märtyrerthum des unglücklichen Apothekers war zu Ende. Er war ein ganz armer Mann geworden und auf das Gnadenbrod bei seinen Verwandten, welche selbst einen großen Theil ihres Vermögens eingebüßt hatten, angewiesen. Er lebte noch fünf Jahre in schwerer Krankheit und im Wahnsinn. Dann starb er, ein beklagenswerthes Opfer unerhörter Zustände und unerhörter Vergewaltigung.

Die gegenwärtigen Zustände Schleswig's spiegeln sich in dieser Thatsache in ihrer unerhörten Rechtslosigkeit. Es wird ein achtungswerther und tüchtiger Mann in theils schlauer, theils gewaltsamer Weise, ohne alle stichhaltigen Gründe, seines Eigenthums und aller seiner Habe beraubt; sämmtliche Behörden leihen dazu ihre Mitwirkung;

umsonst ruft der Unglückliche die Hülfe der Gerichte und des Ministeriums an. Aber auch der dänische Charakter spiegelt sich in dieser Geschichte ganz in seiner eigentlichen Natur. „Ein feiner Mann, dieser Herr Sörensen“ — so heißt es in dem mir vorliegenden Manuscript, dem ich diese traurige Geschichte von Schmerzen und Weh entnahm, — „geschniegelt und gestriegelt, fratzenhaft eitel, über die Maßen katzenfreundlich und höflich, beredt, von Humanitätsphrasen überströmend, äußerst schlau im Berechnen, nie verlegen in der Wahl seiner Mittel (die dänische Sprache bezeichnet dies mit dem richtigen Ausdruck „swine politsk“), sein Ziel nie aus den Augen verlierend, bocksledern zähe in der Verfolgung seiner Zwecke, dabei ein großer Patriot, jedoch kein Freund des offenen Schwertkampfes, wohl aber daheim ein streitsüchtiger Held, überdies immer in Thätigkeit, praktisch“ u. s. w. „Man sieht,“ fügt mein Berichterstatter hinzu, „Herr Sörensen besitzt ganz anderes Zeug, um in der Welt fortzukommen, als der arme deutsche Michel.“

Ich schließe diese traurige Geschichte des Märtyrerthums des beklagenswerthen Karberg mit den Worten, mit denen das mir vorliegende Manuscript beginnt. Nachdem der Verfasser desselben sich in bitterer Weise über die theils gleichgültigen, theils die traurigen Zustände in Schleswig-Holstein in Abrede stellenden Aeußerungen, welche er bei einer Reise durch Deutschland gehört hat, ausgesprochen hat, sagt er: „Schreiber dieser Zeilen, ein dem Greisenalter nahe stehender Mann, geborener Schleswig-Holsteiner, des Landes und des Volkes, unter dem

er gelebt, in aller und jeder Hinsicht kundig, welcher von den Dänen, weil er ihrer Macht entzogen ist, Nichts zu fürchten, von den Deutschen Nichts zu erbetteln hat, hält es für seine Pflicht, ein Zeugniß abzulegen in Sachen Schleswig-Holstein's wider Dänemark.

Fünftes Kapitel.

Zur dänischen Polizeiwirthschaft in Schleswig.

Der Selbstmord Görke's. Seine brutale Behandlung im Diebesloch. Der Polizeimeister und Bürgermeister Jörgensen. Der fingirte Aufruhr. Die Polizei ist die höchste Macht in Schleswig-Holstein. Brutalitäten Jörgensen's. Neue Spezialitäten des Präcetto. Polizeimeister Koch. Verurtheilungen. Justizrath Hanke. Ein Oberpolizeidiener als Mandatar. Zwei scherzhafte Episoden. Des Bürgermeisters Hund. Schwefelhölzer in den schleswig-holsteinschen Farben. Verurtheilungen in Brüche. Buchhändler Herzbruch in Flensburg. „Gut Heil aus Flensburg!" Eine dänische Kostenrechnung. Polizeiliche Sporteln. Der Hardesvogt Blaunfeldt, seine Amtsverwaltung und seine Carriere. Die Vergewaltigung der Nikolai-Schützengilde in Flensburg. Der Goldschmied Beireis. Gasthofsbesitzer Döll. Eine gewaltsame Auction und Subhastation. Rechtlosigkeit des Privateigenthums in Schleswig. Ein Bescheid des höchsten Gerichtshofes.

Mitte Februar vergangenen Jahres, kurz nach dem Zusammentritte der schleswig'schen Ständeversammlung, erließ das Ministerium in Kopenhagen an mehrere Verwaltungsstellen in Schleswig und Holstein ein Rescript,

worin dieselben darauf aufmerksam gemacht wurden, daß in verschiedenen Theilen des Landes Adressen und Petitionen an die Ständeversammlung cursirten, und ertheilte ihnen den Auftrag, auf diese Petitionen und die Verbreiter derselben zu fahnden. Durch das ganze Land hin setzte sich die Polizei nun in Bewegung. In Schleswig ließ der Polizeimeister Jörgensen den Knopfmacher Görke verhaften, weil er verdächtig war, eine Adresse an die Ständeversammlung unterschrieben, oder sie herumgetragen zu haben. Die eine oder die andere Thatsache war nicht festgestellt. Görke, ein gutmüthiger und in Schleswig überall beliebter Mann, übrigens ein Mann ohne jede politische Bedeutung, wurde auf Befehl des Polizeimeisters in ein halb finsteres Diebesloch geworfen. Das Loch hatte eine Breite von zwei Schritt, eine Länge von ungefähr vier Schritt. Die ganze Einrichtung des Loches, welches ich mir von einem Schleswiger Bürger, der in demselben auch einmal vierundzwanzig Stunden zugebracht hat, habe beschreiben lassen, war miserabel. Ein Schemel und eine elende Matratze bildeten das Meublement. Dort brachte Görke neun Tage und neun Nächte ohne Verhör zu. Jede Bequemlichkeit wurde ihm versagt, kein Besuch gestattet. Die Familie des Unglücklichen machte den Polizeimeister darauf aufmerksam, daß derselbe zur Melancholie geneigt sei, und daß bereits zwei seiner Verwandten im Irrsinn gestorben seien; daß also bei weiterer Durchführung einer solchen Behandlung Alles für den Gefangenen gefürchtet werden müsse.

„Die Gefängnißluft wird ihn schon gesund machen,“ erwiederte Jörgensen. Nach einigen Tagen sagte der

Gefangnenwärter dem Herrn Polizeimeister, daß der Trübsinn des Gefangenen zunehme, und daß er glaube, die Sache könne gefährlich werden. Auch ein Arzt mischte sich in die Angelegenheit und drang in den Polizeimeister, den Gefangenen anders zu behandeln, weil für sein Leben zu fürchten sei.

„Werde die Schleswiger schon mürbe kriegen," antwortete der Polizeimeister. Als am zehnten Tage der Gefangnenwärter in das Diebesloch trat, war Görke mürbe geworden; er hatte sich an seinem Tragband erhängt. Die Frau des Gefangnenwärters wollte ein Tuch über den bis zum Begräbnißtag auf der ärmlichen Pritsche liegenden Leichnam decken. Der Polizeimeister verbot es ihr ausdrücklich. Dann wurde Görke begraben. Zwölf Mitglieder des Gesangvereins, dem er angehört hatte, trugen die Leiche aus dem Diebesloch in das Haus seines Vaters, den der Unglückliche mit seiner Händearbeit ernährt hatte. Es hieß in der Stadt, daß der Gesang-Verein und eine große Anzahl von Bürgern sich anschickten, dem Sarge das Geleit zur Gruft zu geben. Da erließ der Polizeimeister unter Androhung strenger Strafen ein allgemeines Verbot, sich an dem Begräbniß zu betheiligen, und verlangte vom Oberst Möller zwei Compagnien Soldaten, um den Kirchhof und die Straßen abzusperren, weil ein Aufruhr in der Stadt zu fürchten sei. Der Oberst war ein vernünftiger Mann. Er erwiederte dem Polizeimeister, daß der Aufruhr wohl in seinem Kopfe existire, er selbst könne nichts davon bemerken. Aber Jörgensen wußte sich zu helfen. Er telegraphirte nach Kopenhagen, und nach einigen Stunden

erhielt der Oberst vom Kriegsminister den Befehl, die Truppen dem Polizeimeister zur Disposition zu stellen. So wurde eine Compagnie mit geladenen Gewehren um den Kirchhof postirt, eine andere Compagnie besetzte die Straßen, welche der Zug zu passiren hatte, alle Gensd'armen und Polizisten waren auf den Beinen. Dann kam der Leichenwagen. Voran schritt der Polizeimeister. Gensd'armen folgten und trieben Jeden zurück, der dem Sarge folgen wollte. Zwischen den Gensd'armen gingen der Vater und der Schwager des Gestorbenen, die einzigen Verwandten, denen gestattet wurde, dem Sarge zu folgen. Weinend schaute der alte Vater sich um, und als er nur Gensd'armen, Polizisten und Soldaten erblickte, rief er aus: „Folgt denn Niemand meinem armen Sohne!?" — Er wußte nicht, daß sein Sohn sich im Gefängniß erhängt hatte.

An dem Begräbnißtage und an den folgenden Tagen herrschte in Schleswig ein factischer Belagerungszustand. Der Oberst Möller und zwei Offiziere wurden zur Disposition gestellt, weil sie dem Polizeimeister nicht hatten glauben wollen, daß in Schleswig ein Aufruhr drohe. Der Polizeimeister wurde kurz nachher zum Bürgermeister neben seinem Amte als Chef der Polizei ernannt.

Das ist ein Akt dänischer Polizeiwillkür, von tausenden nur einer. In Schleswig regiert die Polizei, nur die Polizei, Niemand mehr. Factisch und rechtlich sind ihr sämmtliche Behörden untergeordnet. Gegen ihre Verfügungen und Vergewaltigungen giebt es nur ein Rechtsmittel, den Weg der Beschwerde an das Ministerium in Kopenhagen, und dieser Weg ist seit zehn Jahren in den

Herzogthümern so oft vergeblich beschritten worden, daß ihn Niemand mehr beschreitet. Der Paragraph 9. der schleswig'schen Verfassung untersagt auch den Gerichten ausdrücklich, sich in das Verfahren der Verwaltungsbehörden zu mischen, und schreibt vor, daß Conflicte zwischen Gerichts- und Administrativbehörden durch den Staatsrath in Kopenhagen entschieden werden sollen. Durch diesen Verfassungsparagraphen ist die Polizei also zur allein regierenden Behörde in Schleswig ernannt worden.

Und wie regiert sie in dem unglücklichen Lande? Mit einer Willkür, mit einer Brutalität, welche mir häufig römische und venetianische Zustände in das Gedächtniß zurückriefen. Haussuchungen, Gefängniß bei Wasser und Brod, das Präcetto in einer Ausdehnung und Anwendung, wie ich es weder in Venetien, noch in den Staaten des Papstes gefunden habe, Geldstrafen, welche bis zu einer lächerlichen Höhe hinaufgetrieben werden, Concessions-Entziehungen, Angriffe auf das Eigenthum, Spionage und Denunziation sind an der Tagesordnung. Im verflossenen Jahre wurde gegen den Hr. Dr. jur. Heiberg, Buchhändler in Schleswig, Seitens des Polizeimeisters Jörgensen das Präcetto in der Art vollstreckt, daß derselbe während neun Monate die Stadt nicht verlassen durfte. Er erhielt nur die Erlaubniß, in seinem hinter dem Hause belegenen Garten und einem anstoßenden Garten spazieren zu gehen. Dr. Volauards, Arzt in Schleswig, durfte seine außerhalb der Stadt wohnenden Patienten nur während der Nacht, nicht bei Tage besuchen. Gegen eine ganze Reihe Schleswiger Bürger wurde das Präcetto in ähnlicher Weise, wie gegen Heiberg vollstreckt. Da sie gewerbtrei-

bende waren und ihr Geschäft sie oft nöthigte, über Land zu gehen, so war diese Beeinträchtigung ihrer persönlichen Freiheit für sie außerordentlich lästig. Erleichterungen wurden aber nur in einzelnen, ganz bestimmten Fällen, und dann nur gegen hohe Kaution zugestanden. Ein Kaufmann, der zur Messe nach Leipzig reisen wollte, mußte eine Kaution von 1000 Thalern erlegen. Man sollte glauben, daß diese Männer sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht hätten, um derartige Maßregeln gerechtfertigt zu finden. Nichts weniger als das. Sie hatten sich gar keiner Verbrechen zu Schulden kommen lassen — sie hatten nur eine Adresse an die Ständeversammlung unterzeichnet. Der Vorgänger Jörgensen's, der Polizeimeister Koch, verurtheilte an einem Tage zweihundert Schleswiger Bürger, jeden in eine Strafe von 3 Thalern wegen unterlassener Straßenreinigung. Sie hatten sämmtlich die Straßen reinigen lassen, aber der Polizeidiener, der spionirend umherschlich, hatte entdeckt, daß hie und da nicht vorschriftsmäßig gereinigt sei, oder daß ein Pferd oder ein Hund eine Stelle nach geschehener Reinigung wieder verunreinigt habe. Wie bei diesen polizeilichen Verurtheilungen verfahren wird, darüber möge folgender Fall statt vieler anderen als Beispiel dienen. Ich habe ihn aus dem Munde des Betheiligten, des Justizraths Hanke, früheren Obersachwalters des Herzogthums Schleswig. Der Polizeimeister Jörgensen ließ ihn wissen, daß er wegen verabsäumter Straßenreinigung einen Bankthaler zu bezahlen habe. Der Justizrath überzeugte sich durch den Augenschein, daß die Straße vollkommen gereinigt sei,

ließ aber dennoch dem Polizeimeister sagen, daß er, um sich nicht Weitläuftigkeiten zu machen, den Thaler bezahlen wolle. Am andern Tage erhielt er eine Vorladung vor den Polizeimeister wegen verabsäumter Straßen-Reinigung. Er schrieb an Jörgensen, daß die Citation ja durch Zahlung des Thalers erledigt sei. Er erhielt die Antwort, die Citation beruhe auf dem Irrthum eines Schreibers. Trotzdem fand am andern Tage der Termin statt. Dem abwesenden Justizrathe wurde ein Oberpolizeidiener als Mandatar bestellt, und dieser Oberpolizeidiener erklärte sich im Namen seines Mandanten für vollkommen schuldig. In Folge dieser Erklärung wurde der Justizrath in die Kosten verurtheilt und diese am andern Morgen exekutivisch von ihm beigetrieben. Das Verfahren ist doch gewiß einzig in seiner Art.

Polizeimeister Jörgensen wird selbstredend in Schleswig sehr gehaßt. Im vergangenen Sommer fingen einige Bürger seinen Hund ein und färbten ihn mit den schleswig-holsteinischen Farben. Der Kopf wurde blau, der Leib weiß, der Schweif roth gefärbt. Auf dem Kopf erhielt das Thier die Inschrift „Schleswig", auf dem Schweif „Holstein" und um den Leib herum „meerumschlungen"; dann ließ man es laufen. Der Polizeimeister war außer sich. Vergebens versuchte er die schleswig-holsteinische Nationalität abzuwaschen. Die Oelfarbe war nicht zu entfernen. Dann wurde der Hund unsichtbar. Man sagt, der Herr Bürgermeister habe ihn selber hinter einen Zaun geführt und erschossen. Zu derselben Zeit wurde der Schwefelholzfabrikant Pfretzschner denuncirt, Schwe-

felhölzer in den verbotenen Farben nach Eckernförde gesandt zu haben. Die Schwefelhölzer wurden in Eckernförde von der Polizei mit Beschlag belegt und nach Schleswig gebracht. Die Schwefelhölzer trugen wirklich die Farben Schleswig-Holsteins. Der Polizeimeister glaubte schon den Färber seines Hundes entdeckt zu haben. Pfretzschner wurde auf das Polizeiamt geholt. Lächelnd erklärte er: „Es versteht sich von selbst, daß ich die Schwefelhölzer in den gewohnten Farben abgesandt habe. Wunderbar ist es aber, daß die Luft im Lande so gut schleswig-holsteinisch ist, daß die Schwefelhölzer auf der kurzen Strecke von Schleswig nach Eckernförde von selbst sich in die Landesfarben färben. Da ich von der Chemie nichts verstehe, so muß ich die weitere Aufklärung dieser allerdings unbegreiflichen Sache der Klugheit des Polizeimeisters überlassen." Was für ein weiteres Verfahren der Polizeimeister nun eingeschlagen hat, um die Wunder der Chemie aufzuklären, weiß ich nicht. Die Sache war bei meiner letzten Anwesenheit in Schleswig noch nicht zur Entscheidung gekommen.

Die Geschichten von dem Hunde und den Schwefelhölzern in den schleswig-holsteinischen Farben sind zwei kleine scherzhafte Episoden in der dänischen Polizeiwirthschaft in Schleswig. Die Polizeiwirthschaft selbst hat leider nichts Scherzhaftes. Die Verurtheilungen in Brüche geschehen so massenhaft und in solcher Höhe, daß mancher Bürger durch die Polizeistrafen ruinirt wird und viele nur darum auswandern, um diesen unaufhörlichen und gar nicht mehr aufzubringenden Strafen zu entgehen.

Wegen Unterzeichnung der Adresse an die Ständeversammlung haben Bestrafungen auf Höhe von 300 Bankthalern stattgefunden. In Tweedt in Angeln wurde eine arme Frau wegen Bettelns angehalten. Sie wurde eingesperrt, und die Polizei stellte fest, wer ihr ein Almosen gegeben habe. Dann wurde von sämmtlichen Almosengebern jeder in eine Strafe von 8 Bankthalern genommen. Bei meiner Anwesenheit in Flensburg wurde der Buchhändler Herzbruch in eine polizeiliche Strafe von 20 Thalern genommen, weil er gesagt habe, die dänischen Beamten müßten gehängt werden. Herzbruch hatte eines Abends im Döll'schen Gasthause mit einem dort anwesenden Reisenden von den Zuständen im Lande gesprochen und sich über die Abhängigkeit der Beamten von dem Ministerium in Kopenhagen geäußert. Ein Polizeidiener hatte lauschend vor dem Fensterladen gehorcht und die Worte „abhängig" und „hängen" verwechselt. Jede Remonstration Herzbruch's war nutzlos. Zu derselben Zeit wurde der Gehülfe des Buchhändlers in eine Polizeistrafe von 10 Bankthalern genommen, weil er die Gesellschaft, welche im Juli aus dem nördlichen Schleswig die in den Zeitungen vielfach besprochene Demonstration in Form einer Vergnügungstour nach Kopenhagen unternommen hatte, eine Bande genannt haben sollte. Auch hier war jede Remonstration vergeblich. Daß eine Injurie doch nur auf Antrag des Beleidigten bestraft werden kann, dieser Rechtsgrundsatz ging den Polizeimeister in Flensburg gar nichts an. Einige Tage später wurde Herzbruch neuerdings auf die Polizei geholt. Die Polizei hatte in den Zeitungen

gelesen, daß zur Zeit des Turnerfestes in Berlin dort eine telegraphische Depesche angekommen sei, welche gelautet habe: „Gut Heil aus Flensburg!" Stundenlang wurde Herzbruch nun inquirirt, er solle der Polizei den Absender der Depesche angeben. Die Sache schwebte auch noch, wie ich abreiste; ich weiß deßhalb nicht, ob Herzbruch zu Geld- oder Gefängnißstrafe verurtheilt ist, oder ob der Polizeimeister die Sache hat fallen lassen. Eine Verurtheilung in Brüche wäre gar nicht auffallend. Wurde doch der Kaufmann Werseck in Schleswig im vergangenen Jahre zu drei Tagen Gefängniß verurtheilt, weil er seinen Gehülfen bei Abfassung einer Adresse an die schleswig'sche Ständeversammlung nicht nennen wollte. Am besten thun die Gebrüchteten, wenn sie ohne jede Weigerung bezahlen; denn die Kosten, falls sie den Beschwerdeweg einschlagen, oder die Gerichte um Hülfe anrufen, sind enorm und übersteigen allen Glauben. Ich will den Inhalt einer Kostenrechnung, als der Gebrüchtete sich vertheidigte, als Beispiel für viele geben. Herr Wildhagen in Neu-Tolkschubye wurde in eine Strafe von 50 Bankthalern genommen. Er vertheidigte sich. Als die Untersuchung zu Ende war, welche natürlich mit seiner Verurtheilung schloß, mußte er, außer der Strafe von 50 Bankthalern, 50 Thaler Untersuchungskosten, 20 Thaler Aktuariatskosten, 30 Thaler Advokatengebühren für die Supplication, 20 Thaler für Aktenschrift und 10 Thaler an den Amtsboten entrichten. Die Strafe von 50 Bankthalern hatte 120 gekostet. Ein Landmann in Twedt in Angeln kam noch schlechter weg. Er wurde vom Col-

portiren einer Petition freigesprochen, mußte aber trotzdem 180 Bankthaler Kosten bezahlen.

Die enormen Brüche bilden einen ansehnlichen Theil der Einnahmen der Regierung und der Polizeibeamten in Schleswig; denn die Polizeibeamten erhalten einen Theil der Geldstrafen. Wie groß der Theil ist, der auf die Polizeibeamten fällt, habe ich selbst von Beamten nicht erfahren können. Eine solche Unwissenheit ist gar nicht auffallend, wenn man weiß, daß Polizei-Verfügungen gar nicht ordentlich publizirt werden. Viele Polizei-Verfügungen werden den davon Betroffenen erst durch die Strafen bekannt, in welche sie plötzlich verurtheilt werden. Die maßlose Sportelsucht der dänischen Administrativ- und Polizeibeamten findet in diesen Einnahmequellen seinen natürlichen Grund. In Fleckebühl haust seit einer Reihe von Jahren ein Hardesvogt *) Namens Blaunfeldt, der im ganzen Lande durch seine Sportelsucht berüchtigt geworden ist. Ich habe Bauern kennen gelernt, welche ihren in seiner Harde belegenen Grundbesitz zu einem Spottpreise verkauft haben, nur um den unerträglichen und gar nicht mehr zu bezahlenden Geldstrafen ledig zu werden. Wenn ohne seine Erlaubniß in Gasthäusern getanzt worden ist, so nimmt er häufig nicht den Wirth, sondern die Tänzer in Strafe, weil er auf diese Weise höhere Summen herausschlägt. Wenn er die Strafen publizirt hat, so fragt er oft die davon Betroffenen, ob sie nicht gegen die Strafurtheile suppliciren wol-

*) Harde ist ein Untergerichtsbezirk.

len? Bejahen sie die Frage, so sagt er: „Ihr könnt das sehr bequem haben, da nebenan sitzt Jemand, der die Supplication zu Protokoll nimmt." „Der da nebenan in der Stube" ist sein eigener Sohn, der bei ihm als Schreiber fungirt. Derselbe nimmt die Supplication zu Protokoll und überreicht sie dann seinem Vater zur Abweisung. Das Manöver wird natürlich nur gemacht, um auf die Strafe auch noch die Sporteln der Supplication schlagen zu können.

Vor einigen Jahren war in seiner Harde eine große Hochzeit. Es waren über hundert Personen dazu geladen. Blaunfeldt citirte zuerst die jungen Eheleute. Er verurtheilte Jeden von ihnen in eine Strafe von zwanzig Thalern auf Grund einer uralten, Niemandem bekannten Verordnung, weil die Hochzeit zu lange gewährt habe. Dann verurtheilte er sämmtliche Hochzeitsgäste, Jeden in eine Strafe von zwanzig bis vierzig Thalern, je nach ihrem Stande und Vermögen. Das war dem Flensburger Appellationsgericht, an welches sich die Gebrüchteten wandten, doch zu arg. Es berichtete nach Kopenhagen an das Ministerium, und Blaunfeldt mußte auf der Amtsstube die ungerechten Sporteln wieder herauszahlen.

Ein solches Einschreiten der Gerichte ist jedoch eine äußerst seltene Ausnahme. Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne einige Mittheilungen über den Hardesvogt Blaunfeldt und dessen Carriere zu machen; leider ist Blaunfeldt selbst aber keine Ausnahme unter den dänischen Beamten in Schleswig. Derselbe war früher Advokat und wurde wegen Meineides zur Untersu-

chung gezogen. Die Untersuchung kam zu keinem gehörigen Abschluß. Blaunfeldt wurde aber nach Schleswig versetzt und Redakteur der Flensburger Zeitung, ein Organ der national-dänischen Partei in Kopenhagen, mit einem Gehalte von tausend Thalern. Die Einnahme war ihm wohl nicht groß genug; er wußte sich in Kopenhagen ein Rescript zu erschleichen, welches ihm die erste gute vakante Stelle im Herzogthum zusicherte. In Folge dieses Rescriptes erhielt er sodann zwei Hardesvogteistellen auf einmal. Blaunfeldt wirthschaftete indeß in seinen beiden Hardesvogteistellen in einer Art und Weise, daß Graf Moltke dennoch auf den Gedanken kam, ihn zu entlassen. Da produzirte derselbe das oben erwähnte Ministerial-Rescript. Er blieb nun Hardesvogt in Fleckenbühl; wegen der zweiten Hardesvogteistelle wurde mit ihm ein Abkommen getroffen. Er trat sie freiwillig ab, aber nur dann erst, als er eine bedeutende Summe als Entschädigung erhalten hatte.

Absichtlich habe ich aus Hunderten von Beispielen über brutale und geldgierige Polizeiwillkür, welche mir zu Gebote stehen, nur die erwähnten Thatsachen hervorgehoben, weil sie der neuesten Zeit angehören. Die dänische Presse, welche seit Jahren es sich zum Prinzip gemacht hat, Alles abzuleugnen, und sich in Deutschland, England und Frankreich alle erdenkliche Mühe giebt, den deutsch-dänischen Streit in der Art darzustellen, als wenn in Schleswig-Holstein die Dänen unter den Gewaltthaten der Deutschen litten, würde mir sonst den Vorwurf

machen, daß ich vergangene Zeiten schildere, und behaupten, daß die Gegenwart makellos sei. In den letzten Wochen sind wiederum derartige Correspondenzen, daß die Deutschen in Schleswig-Holstein sich Gewaltthaten gegen die Dänen zu Schulden kommen ließen und deßhalb Seitens des englischen und französischen Cabinets ein diplomatischer Druck auf Preußen ausgeübt werden möge, in Kiel fabrizirt und in die auswärtige Presse eingeschmuggelt worden. Man erinnere sich, daß der König von Dänemark in seiner Ansprache an den Marchese Torrearsa in Betreff der Anerkennung des Königreichs Italien besonders hervorhob, daß Italien und Dänemark dieselben Feinde habe, nämlich die Deutschen, welche dort wie hier darauf ausgingen, die Nationalität eines fremden Volkes zu unterdrücken. Die Antwort wurde dem König absichtlich von der in Kopenhagen regierenden national-eiderdänischen Partei in den Mund gelegt, um den Gesichtspunkt festzuhalten, von dem die von Zeit zu Zeit verbreiteten, oben erwähnten Correspondenzen ausgehen. Die italienische Nation ist von der deutschen niemals unterdrückt worden, sondern von der österreichischen Regierung. In Italien weiß man das auch recht wohl. „Tedeschi", „Allemanni" oder „Prussiani" sind dort ganz verschiedene Begriffe. Wie man aber von Gewaltthaten der Deutschen gegen die Dänen in Schleswig-Holstein sprechen kann, ist eben so unbegreiflich, als wenn Jemand behaupten wollte, die Oesterreicher müßten in Venetien gegen die Gewaltthaten der Italiener geschützt werden Ich will nur noch eine Thatsache aus der neuesten Ge-

schichte dänischer Polizeiwirthschaft in Schleswig erzählen, welche den Beweis liefert, wie die dänischen Verwaltungs-Behörden mit dem Eigenthum der deutschen Bevölkerung verfahren, wie vor ihren Angriffen Nichts sicher ist und was für ein Zustand rechtloser Willkür in den Herzogthümern herrscht. Ich entnehme meinen Bericht aus den amtlichen, zwischen den Betheiligten, dem Magistrate und der Polizei in Flensburg und dem dortigen Appellationsgericht, verhandelten Akten. Letztere haben mir in den den Parteien eingehändigten Schriftstücken vorgelegen; ich habe die Schriftstücke selbst copirt und außerdem mit den betheiligten Personen die Sache mündlich verhandelt.

Seit 400 Jahren besteht in Flensburg unter dem Namen St. Nicolai-Schützengilde eine Schützengesellschaft, deren Mitglieder dem angesehensten und wohlhabendsten Theil der Bevölkerung angehören. Während der letzten drei Jahre sind mehrere dänische Beamte in diese Schützengilde als Mitglieder aufgenommen worden. Leider kann ich der Stadt Flensburg nicht das Zeugniß ausstellen, auf das Schleswig, Kiel, Rendsburg, Itzehoe und die meisten Städte in Schleswig-Holstein einen so ehrenvollen und gerechten Anspruch haben, nämlich jede gesellschaftliche Beziehung mit den Dänen zu meiden. Ich will den Flensburger Bürgern nicht den Vorwurf eines geringen Patriotismus machen; es liegt das in den commerziellen und industriellen Beziehungen der Stadt, welche eine so crasse Abschließung zwischen den Deutschen und den dänischen Beamten und Offizieren, wie sie bei-

spielsweise in Schleswig stattfindet, schwieriger machen. Die Strafe hat denn auch nicht lange auf sich warten lassen. Die dänischen Verwaltungsbehörden in Flensburg und der dortige durch Einschiebung von Dänen und dänisch gesinnten Apostaten in das Collegium der Raths-Verwandten jetzt ganz danisirte Magistrat hatten schon lange einen Zahn auf die Schützengilde, weil dieselbe reich mit Grundstücken und einem schönen Schützenplatz angesessen war und der deutschen Bevölkerung in Flensburg als Mittelpunkt diente. Die Gesellschaft mußte gesprengt und die derselben gehörenden Grundstücke in die Hände der Dänen gebracht werden. Die Gilde hält ein jährliches Scheibenschießen. Am zweiten Tage dieses Scheibenschießens findet eine gemeinschaftliche Tafel aller Mitglieder statt. Bei dieser Tafel pflegt die Gesundheit des Königs von Dänemark als Herzog in Schleswig-Holstein ausgebracht zu werden. So geschah es auch in diesem Jahre. Da denunzirte des Professor Siemsen, Lehrer an der Realschule in Flensburg, welcher erst kürzlich als Mitglied der Gilde aufgenommen war, bei dem Polizeimeister, daß drei Mitglieder, als der Toast auf den König ausgebracht wäre, nicht aufgestanden seien, auch ihr Glas nicht ausgetrunken, auch nicht neun Mal „Hurrah!“ gerufen hätten, daß dies ferner nicht geschehen sei, als auf das gemeinschaftliche Vaterland Dänemark der übliche Toast ausgebracht wäre. Auf Veranlassung der Polizei-Behörde wurden nun die drei Mitglieder von den Aelterleuten der Schützengilde vorgeladen, und es stellte sich durch das Zeugniß anderer Mitglieder heraus, daß die Denunziation der Dänen erlogen gewesen war. Der erste

Angriff war abgeschlagen, aber die Dänen fanden in den Verhandlungen Material zu einem neuen und erfolgreichen Angriff. Die deutschen Mitglieder der Schützengilde waren ganz natürlicher Weise über die Denunziaton Siemsen's entrüstet und verlangten eine Genugthuung. Bei Gelegenheit der über die Sache stattfindenden Verhandlungen sagte ein Mitglied der Gilde, der Goldschmied Beireis: „Ich habe nicht geglaubt, daß Beamte so leichtsinnig sein würden, Bürgern in dieser Weise zu schaden. Sie, die Handwerker, könnten ihre Kunden verlieren; bei Beamten, welche die Bürger fütterten, wäre das freilich anders." Der ganze Conflict wurde endlich durch gegenseitige Erklärungen erledigt; die Polizei aber fand in dieser Erklärung des Goldschmieds Beireis die nöthigen Anhaltspunkte, um die Schützengilde aufzulösen, und mit dem Eigenthum derselben in der willkürlichsten Weise zu verfahren.

Acht Tage später war der König von Dänemark in Flensburg. Der Polizeimeister benutzte seine Anwesenheit, um ihm die eben mitgetheilten Vorfälle in den schwärzesten Farben zu schildern. Die Aelterleute der Gilde und der Bürgermeister, Präsident von Rosen, wurden zum Könige beschieden, und der König ließ sich ungnädig aus. Die Aelterleute mußten eine neue Versammlung der ganzen Gilde zusammenberufen, und die dänischen Mitglieder der Gilde verlangten, Beireis solle zur Strafe für seine unziemlichen Aeußerungen über dänische Beamte durch Ballottement ausgeschlossen werden. Das verlangte Ballottement fand statt, fiel aber äußerst günstig für den braven und muthigen Goldschmied aus. Die Dänen

sahen nun ein, daß sie nicht zu ihrem Zwecke gelangen konnten; sie nahmen also sofort zur Anwendung der rechtlosesten Willkür ihre Zuflucht. Der Präsident von Rosen erklärte, daß nach dem Resultat des Ballottements er im Namen Seiner Majestät mittheile, daß der König nicht mehr Mitglied der Gilde sein wolle. Auch er selbst trete aus und fordere sämmtliche Beamte auf, seinem Beispiele zu folgen. Das Schützenhaus sei geschlossen, die Gilde sei aufgelöst. Die Polizei werde die nöthigen Maßregeln treffen. Sämmtliche Beamte und von der dänischen Behörde abhängige Mitglieder erklärten dann ebenfalls, daß sie nicht mehr Mitglieder der Schützengilde sein wollten. Von den neunzig anwesenden Mitgliedern verließen siebenundfünfzig den Saal; dreiunddreißig blieben. Als auch sie sich zu Hause begeben wollten, begegneten ihnen bereits Polizeidiener und dänische Gensd'armen, welche in das Schützenhaus eindrangen, alle Schriftstücke und Mobilien mit Beschlag belegten und die Zimmer und Säle verschlossen. Acht Tage später langte bereits ein Schreiben des Ministeriums aus Kopenhagen an, daß das Privilegium der St. Nicolai-Schützengilde erloschen sei. Zu gleicher Zeit wurden Seitens des Magistrats zwei dänisch gesinnte Stadträthe zu Curatoren der Masse ernannt, welche ein Inventarium von allen vorhandenen Mobilien, Silbersachen und Utensilien aufnahmen und sämmtliche Schriftstücke säsirten.

Die übrig gebliebenen 33 Mitglieder der Gilde ernannten nun aus sich zwei Bevollmächtigte. Die beiden Bevollmächtigten begaben sich in die Magistratssitzung, protestirten im Namen der Gilde gegen sämmtliche däni-

scher Seits vorgenommenen Maßregeln und gaben diesen Protest zu Protokoll. Die Antwort des Magistrats bestand in der Anzeige der Auktion des Inventars der St. Nicolais-Schützengilde in der Flensburger Zeitung. Jetzt gingen die beiden Mitglieder der Gilde, Gasthofsbesitzer Döll und Goldschmied Beireis, zum Magistrat und erklärten dem Stadtsecretair:

„Wir sind augenblicklich bereit, alle Ansprüche Dritter, Hypothengläubiger und sonstiger Gläubiger auf die der Schützengilde gehörigen Grundstücke baar zu decken; wir wollen auch sofort alle bis jetzt entstandenen Kosten bezahlen, verlangen aber die Aufhebung des Termins zur öffentlichen Versteigerung des der Gilde gehörenden Eigenthums."

Der Stadtsecretair erwiederte: „Das kann hier nichts zur Sache thun. Das Schützenhaus und das Inventar sollen unter den Hammer."

„Aber," protestirten beide Bevollmächtigte, „das Grundstück ist doch mit allem Zubehör, mit Garten und Schießbahn vor Jahrhunderten von dem Gelde der Mitglieder gekauft und baar bezahlt. Das Inventar, die Mobilien, die Silbersachen sind theils von den Mitgliedern der Gilde gekauft, theils der Gilde geschenkt. Wir protestiren gegen diesen durch nichts gerechtfertigten Verkauf unseres Eigenthums. Soll der Verkauf aber stattfinden, so haben wir doch den gerechten Anspruch auf den aus dem Verkauf zu erzielenden Ueberschuß."

„Sie existiren für uns gar nicht. Die Schützengilde existirt nicht. Für uns existirt nur eine Masse."

Das war die Antwort des Dänen an die deutschen Bevollmächtigten der Gilde.

Nun wandten sich die beiden Bevollmächtigten an das Appellationsgericht in Flensburg. Ich theile aus dem Schriftstück folgende Stellen wörtlich mit, weil aus ihnen der Umfang des von den Dänen an dem Eigenthum einer deutschen Gesellschaft ausgeübten Gewaltstreichs am Evidentesten hervorgeht.

Es heißt also in demselben:

„Eine öffentliche Bekanntmachung des Auktionariats in Flensburg vom 14. d. Mts. ergiebt, daß die Immobilien der St. Nikolai-Schützengilde am 24. August d. J. öffentlich verkauft werden sollen. Dabei sind wir und unsere Mandanten, interessirt, wenn auch die, von Seiner Majestät, dem König Christian dem Vierten, unterm 20. Februar 1594 allerhöchst ertheilte Confirmation der Schützengilde kürzlich wieder aufgehoben ist."

„Es hat nämlich der hiesige Magistrat schon in seinem, in dieser Angelegenheit an das höchste Gerichte unterm 27. November v. Js. erstatteten Bericht sich dahin ausgesprochen, „„daß derselbe uns darin beipflichte, daß das etwaige Nettovermögen der St. Nicolai-Schützengilde nicht als herrenlos angesehen, sondern den bei der Aufhebung der Gilde vorhanden gewesenen Interessenten als den hinsichtlich der Proprietät allein Berechtigten auszunehmen sein werde." "

„Dieser Ansicht hat das Königliche Appellationsgericht Inhalts der Entscheidungsgründe zu dem höchsten Bescheide vom 27. Novbr. v. J. Beifall geschenkt."

(Es folgt nun die Rechtsausführung für diese Ansicht, aus der ich Folgendes entnehme:)

„Im Jahre 1584 ward von Bürgern und jungen

Gesellen in Flensburg mit **Vorwissen** und **Bewilligung** des **Magistrats** eine Schützengesellschaft gebildet. Diese Gesellschaft bat 10 Jahre lang nach ihrem Bestehen Se. Majestät, den König Christian den Vierten, um mehrerer **Befestigung willen**, ihre Ordnung zu confirmiren."

„Diese Confirmation ist sodann von allen nachfolgenden Königen bestätigt worden. Ist dieselbe von dem jetzigen König wieder aufgehoben, so ist die Schützengesellschaft doch das geworden, was sie war und was sie früher in den Jahren 1584—1594 gewesen ist, nämlich eine **Schützengesellschaft** mit **Vorwissen** und **Willen** des **Magistrats**, also eine anerkannte Gesellschaft."

„Der Flensburger Magistrat hat die Bewilligung **bis jetzt nicht zurückgenommen**. Wäre dies aber auch geschehen, so wären die bisherigen Mitglieder der Gesellschaft unstreitig die gemeinschaftlichen Eigenthümer des bisherigen Gesellschaftsvermögens."

„Das Wenigste, was daraus hervorgeht, ist doch wohl das, daß die Mitglieder der Gesellschaft ein Recht auf einen eventuellen Ueberschuß nach Ausscheidung des etwaigen Eigenthums Dritter und Berichtigung der Schulden und Gerichtskosten haben."

„Wir bitten also, um mit einiger Sicherheit und Ruhe dahin zu wirken, daß ein Ueberschuß erzielt werde:

> es möge uns durch eine höchste Resolution zu erkennen gegeben werden, daß uns und unseren Mandanten der fragliche, eben beschriebene, etwaige Ueberschuß auszukehren sei."

Der Antrag war doch gewiß sehr bescheiden. Die

Eigenthümer eines ohne jeden Rechtsgrund unter den Hammer der Auktion gebrachten Grundstücks bitten nur um den Ueberschuß des Erlöses.

Die Antwort des höchsten Gerichtshofes des Landes lautet:

„Namens Seiner Königl. Majestät!"

„Auf die Vorstellungen und Bitten der Interessenten der Gilde um Ertheilung einer Restitution dafür, daß ihnen und ihren Mandanten der etwaige Ueberschuß aus dem Erlös des Verkaufs der Eigenthumsgegenstände der gedachten Gilde seiner Zeit auszukehren sei,

gereicht hiermit zum Bescheide:

daß auf die durch diese Bitte gestellte Vorfrage nicht eingetreten werden kann."

„Urkundlich u. s. w. gegeben im Königl. Appellations-Gericht für das Herzogthum Schleswig in Flensburg, den 27. Juli 1861."

„Stemann." „Bagger."

Auf den 28. August war der öffentliche Verkauf des Grundstücks mit sämmtlichen Mobilien angesetzt. In dem, in der Flensburger Zeitung veröffentlichten Auktionsprotokolle heißt es, daß der Magistrat sich noch vorbehält, unter den Bietern sich den Käufer auszuwählen. Der Appellationsgerichtsrath Bagger, der die Verfügung vom 27. Juli 1861 mit unterzeichnet hat, ist derselbe, der über seinen eigenen Gerichtshof, dessen Mitglied er ist, sich zu einem Freunde in Schleswig mit den Worten äußerte:

„Nur in einem bei dem Appellationsgerichte zu Flensburg schwebenden Prozesse, in dem es sich um meinen Kopf handelte, würde ich mich vertheidigen; nicht, daß ich hoffte, den Prozeß zu gewinnen, aber für seinen eigenen Kopf thut man doch schon etwas."

Am 25. August c. fand denn nun auch die Auktion und Subhastation statt, oder vielmehr sie sollte stattfinden, konnte aber nicht zu Stande kommen, weil keine Bieter erschienen. Es ward sofort ein neuer Termin angesetzt. In demselben erschien nur ein Bieter, der Zimmermeister Nielsen, ein geborener Däne. Er bot 5600 Thaler. Ich muß noch hinzufügen, daß nach der geringsten Schätzung, welche ich mir von verschiedenen Personen in Flensburg habe machen lassen, das Gewese einen Werth von 11,000 Thlrn. ohne das Inventar hatte, wovon 8000 Thaler auf die Gebäude und 3000 Thaler auf Grund und Boden kommen. Der Magistrat forderte nun die Aktionaire des Schützengeweses, welche zugleich Mitglieder der Gilde waren, auf, ihre Zustimmung zu dem mit dem Dänen Nielsen abgeschlossenen Kaufe zu geben. Sie erklärten sämmtlich „Nein", und der brave Goldschmied ging nun auf das Rathhaus und las dem dänischen Magistrat im Beisein der Aktionaire und Creditoren einen Protest vor, worin er Aktionaire und Creditore des Kämmereigerichtes in Gesammtheit und dessen einzelne Mitglieder für jeden sie betreffenden Schaden im weitesten Umfange verantwortlich machte. Die Folge dieses Protestes war einzig und allein die, „daß der Magistrat dem Nielsen die Approbation ohne Zustimmung der Aktionaire ertheilte."

Der Zweck der Dänen war nun vollständig erreicht. Das Eigenthum der deutschen Schützengilde, ein in splendidester Weise ausgestattetes Schützenhaus mit einem parkähnlichen Garten und einer vortrefflichen Schießbahn, ist für einen Spottpreis in dänische Hände gekommen, und eine dänische Schützengilde, welche aus Dänen vom reinsten Wasser besteht — es sind ungefähr 20 — gebildet wird, ist bereit, sich in den Besitz des Raubes — es giebt für ein so unerhörtes Verfahren keinen andern Ausdruck — zu setzen. Die deutschen Creditoren des Schützengeweses haben bei diesem Raube nicht weniger wie 6000 Thaler eingebüßt.

In dem früheren Kapitel „Der Märtyrer von Apenrade" habe ich eine aktenmäßige Darstellung eines Falles der Beraubung und Plünderung eines deutschen Apothekers mitgetheilt, wie er wohl unter den Botokuden oder unter den halbwilden Indianerstämmen vorkommen kann, wie er aber zur Ehre der Humanität und Civilisation in einem europäischen, civilisirten Lande nicht vorkommen sollte. Ich habe dort zweier anderen Fälle Erwähnung gethan, wo die Plünderung und die Beraubung in ganz ähnlicher Weise vor sich ging, ich meine die Zwangsverkäufe der Apotheken in Quern und Husum. Oder hat Jemand den Muth, für ein derartiges Verfahren andere Ausdrücke zu gebrauchen, als wie ich sie gebrauche; ist Jemand so dreist, diese Akte frecher Willkür, wozu sich sämmtliche dänische Behörden die Hände gereicht haben, mit milderen Ausdrücken zu beschönigen? Ich glaube nicht, daß in Deutschland Jemand auftreten

wird, der da sagt, daß das keine Beraubung und keine Plünderung ist, weil es den dänischen Polizeibehörden gefiel, ihre systematischen Plünderungen in eine gewisse Form zu kleiden.

Ich werde es nun wohl wagen dürfen, ohne in den Verdacht der Uebertreibung zu gerathen, einige deutsche Hofbesitzer aus dem nördlichen Schleswig über die dänische Polizeiwillkür und über die Unsicherheit des Eigenthums in den Herzogthümern redend vorzuführen.

„Ueberall," heißt es in diesem Briefe, „ist es im mittleren und nördlichen Schleswig gleich. Auf alle Verhältnisse wirkt die Willkürherrschaft in dem unglücklichen Schleswig verderbend ein. Der Hypothekencredit, der früher hier so bedeutend war, ist ganz vorbei; die Capitalisten aus dem Süden haben ihre Capitalien gekündigt und zurückgezogen, weil die jetzigen Beamten ihnen keine Sicherheit mehr bieten. Aus demselben Grunde sind von dort, ja nicht einmal von der Flensburger Spaarkasse, Capitalien auf hiesige Hypotheken zu bekommen. — Die Grundbesitzer müssen also in ihrer Angelegenheit sich nach Dänemark wenden. Da aber von dort wenig zu erhalten ist, herrscht im nördlichen Schleswig im Allgemeinen eine Geldverlegenheit, die nothwendig bald, wenn nicht rasch Wandel geschafft wird, zu großen und allgemeinen Calamitäten führen muß. Einige Male hat man freilich von Kopenhagen kleine Summen für hiesige Hypotheken-Besitzer gesandt, allein das ist ein Tropfen im Meere; denn es läßt sich nachweisen, daß seit dem Kriege aus dem Amte Hadersleben allein über 400,000 Thaler

Courant nach dem Süden gewandert sind. Auch werden diese aus Dänemark kommenden Capitalien ganz und gar nach Gunst und Willkür vertheilt. Es muß nämlich Jeder, der hiervon auf seine Hypotheken einen Posten zu negociiren gedenkt, zuerst schriftlich beim Amtmann sich melden, und sein Bericht entscheidet dann. Es kommt hier nicht auf die Sicherheit der Hypothek, sondern auf die Gesinnung an. Alle diese unglücklichen Zustände, unter denen wir volle zehn Jahre mit Zähneknirschen gelitten und geduldet haben, — bringen es dahin, daß Jeder, der es irgend ermöglichen kann, wenigstens über die Eider überzusiedeln trachtet."

„Ich könnte," schreibt ein Anderer, „Ihnen Hunderte nennen, und ich bin selbst so resignirt, daß ich meinen ausgezeichneten, hübschen und sehr einträglichen Besitz zu einem Spottpreise zum Verkaufe oder Vertausche mit einem Gewese bei Hamburg stellen will."

Und weiter heißt es im andern Briefe:

„Alle hiesigen Verhältnisse werden durch die bei uns herrschende Willkürherrschaft gründlich auf den Kopf gestellt. Während in den Nachbarländereien der An- und und Verkauf von Landbesitzthümern, wie auch hier früher der Fall war, rasch und zu hohen Preisen effectuirt wurde, gehört es jetzt zu den größten Seltenheiten, wenn einmal ein Verkauf eines Besitzes stattfindet, und sind Käufer davon meistens Dänen, die sich hier ansässig machen; denn von Süden kommt jetzt fast Niemand mehr auf die Idee, sich in Nordschleswig anzukaufen, und wer endlich lebensmüde Alles opfern will, um nur fortzukommen, der

muß einem Dänen das Feld räumen — wer dies aber principiell nicht will, der muß bleiben und ferner dulden. Ich selbst kann als Beispiel dienen."

„Schon vor länger als einem Jahre beauftragte ich — dieses Kampfes ohne Hoffnung auf Besserung müde — einen Hamburger Makler mit der Verkaufsvermittelung meines Hofes. Derselbe meldete mir verschiedene Reflectanten an, die aber jedes Mal schon unterweges von den Zuständen genug erfuhren und zurücktraten. Auf meine desfallsige Anfrage schrieb mir derselbe wörtlich Folgendes:"

„„Es ist äußerst schwer für das Schleswig'sche Kaufliebhaber zu finden, da die dortigen Willkürzustände zu bekannt sind, um selbst für den vortheilhaftesten Handel geneigt zu machen. Läge Ihr so anmuthiger Besitz bei Hamburg oder in Holstein, dann würde ich Ihnen ohne Mühe wohl schon funfzigfältig die suffisantesten und ernstlichsten Reflectanten haben zuführen können, während jetzt, wenn ich nur das Schleswig'sche nenne, mir von vornherein jede weitere Mittheilung abgeschnitten wird; denn dorthin will Niemand mehr." "

„Dennoch fand sich am Ende aus dem Süden ein Liebhaber, der die Lage und Gegend vaterländisch fand, wir wurden über den sehr moderativen Kaufpreis und die Bedingungen völlig einig und waren im Begriff, die Punctation aufzusetzen, als ein Anwesender hinwarf: ob der Käufer auch wohl die hiesigen Zustände nach allen Richtungen hin gehörig kenne? Ob er auch bedacht habe, daß seine Kinder weder deutsch unterrichtet, nach confir-

mirt werden könnten u. s. w.? Dies Alles hatte er nicht bedacht, und da ich nicht vermochte, ihm beruhigende Zusicherungen zu geben, wurde der Abschluß vorläufig vertagt und nach einigen Tagen, nachdem er weitere Nachrichten eingezogen, ganz abgebrochen." *)

*) Die Wahlen zur schleswig'schen Ständeversammlung im Jahre 1860. Hamburg. In Commission bei Haßkerl, 1861.

Sechstes Kapitel.

Die Knechtschaft der Geister in Schleswig.

Erster Artikel: **Die Kirche.**

Parallele der österreichischen und dänischen Regierung in Italien und Schleswig. Die Sprachrescripte. Der Umfang und die rechtliche Ungültigkeit derselben. Die preußisch-ministerielle Denkschrift. Die Durchführung der dänischen Sprachrescripte in der Kirche. Dänischer Gottesdienst. Die heutigen traurigen Zustände auf dem Gebiet der Kirche nach Inhalt der preußisch-ministeriellen Denkschrift.

Die österreichische Regierung hat die italienische Literatur und Wissenschaft begraben, und die Croaten und Czechen der Regierungszeitungen in Venedig, Mailand und Florenz sind die Geschichtsschreiber des italienischen Volkes geworden. Kaiser Franz sprach zu den Professoren der Universität Pavia: „Wissen Sie, meine Herren, ich gebe gar nichts darauf, gelehrte und wissenschaftlich gebildete Unterthanen zu haben; aber gehorsam sollen sie sein." Nach drei Richtungen hin hat sich dieser geistige Druck in Italien geäußert: auf die Wissenschaft, auf den Unterricht und auf die Presse. „Die Censur", sagt der große Nationalökonom Guerrieri, „arbeitet in Italien unaufhör-

lich mit den Schriftstellern zusammen; die Censur ist in jedem Worte, in jedem Ausdrucke vorhanden, den man in unseren Büchern liest; sie drückt jeden Aufschwung der Phantasie nieder, bereits bevor sie mit dem Rothstifte den Stil und die Schrift selbst verstümmelt. Jede Phrase, jeder Satz, der aus der Feder hervorgeht, ist eine Art von Compromiß und Vereinbarung zwischen dem Gedanken und der unaufhörlichen Furcht vor der Censur. Es ist dies eigentlich widersinnig; es ist unerhört, aber es ist so. Dazu kommt noch, daß alle wichtigen Materien, alle Sachen von einiger Bedeutung noch ein zweites Mal von dem Chef der Censurbehörde durchgelesen werden, und dieser Chef der Censurbehörde, dieser Großcensor, ist fast immer ein Mann ohne alle wissenschaftliche Bildung und wird immer aus den diensteifrigsten Polizei-Beamten ausgewählt." Das, was Guerrieri sagt, hat vierundvierzig Jahre von Ober- und Mittel-Italien gegolten und gilt noch heute von Venetien. Ueber diesem Großcensor steht ein geheimnißvoller Generalcensor in Wien, von dem die Verfasser aller Werke, welche commerzielle, industrielle und staatsökonomische Materien behandeln, die Druckerlaubniß einholen müssen.

In Italien — und in Venetien ist dies heute noch der Fall — hatte die österreichische Regierung das alte französische Unterrichtssystem abgeschafft und ein neues Unterrichtssystem eingeführt, dessen Programm ich mit folgenden Worten charakterisiren will: Die Communal-Schulen existirten nur dem Namen nach. Die oberen und technischen Lehranstalten zählten wenig Schüler. Der Unterricht auf den Gymnasien wurde sorgfältig überwacht.

Den jungen Leuten wurde eine Masse der unnützesten, langweiligsten und trockensten Sachen in den Kopf gepfropft, Nützliches, mit Ausnahme der alten Sprachen, gar nicht. So wurde beispielsweise chinesische Geschichte getrieben. Die neuere Geschichte Europa's wurde dagegen nicht gelehrt; von der Geschichte Italien's bekamen die Schüler natürlich nichts zu hören. In den Hörsälen der Lyceen und Universitäten wurden besonders die verschiedenen Zweige der Arzneiwissenschaft und Naturwissenschaften vorgetragen; jeder andere Zweig der Wissenschaft und der Literatur lag tief darnieder. Die Professoren zeichneten sich durch Unwissenheit und Servilität aus, oder sie waren Deutsche und verfolgten dann einzig und allein in ihrer Unterrichtsmethode und in ihrem Vortrage die Interessen der Regierung. Sie mußten ihre Lehrpläne vorher den Polizeibehörden einreichen, welche dieselben durchcorrigirten und darin nach Gutdünken strichen und änderten. Wehe dem Docenten, der in seinem Vortrage über die streng vorgeschriebenen Schranken hinausging, oder sich irgend eine freie Herzensergießung unterstand! „Der gebildeten Klasse des Volkes", sagt Lamenais in seinem mit großer Sachkenntniß geschriebenen Werke: „„affaires de Rome"", konnte man ein gewisses Maß ihrer geistigen Fortbildung nicht gewaltsam untersagen, und so regelte man in der scrupulösesten Weise dasjenige, was man ihnen gestattete; der an allen Ecken beschnittene und verstümmelte Unterricht wurde in der That zu einer Lächerlichkeit und zur officiellen Lüge." Wer hat nicht von der berühmten Universität zu Padua gehört? An dieser berühmten Universität Padua ist allerdings ein

Professor für neuere Geschichte angestellt, man versichert sich aber, daß er nur das vorträgt, was er soll. Es werden ihm deßhalb seine Collegienhefte aus Wien zugeschickt und ihm verboten, in seinen Vorträgen in denselben auch nur einen Satz zu ändern, oder nur ein Wort hinzuzufügen. In den Hauptorten der Provinz gab es eine medicinische, eine geburtshülfliche und eine chirurgische Klinik. Die Regierung gab früher einer jeden dieser Kliniken jährlich 900 Ducaten aus den Unterstützungs-Fonds; die übrigen Kosten wurden durch die Hospitäler bestritten. Um dem Unterstützungsfonds diese Kosten zu ersparen, unterdrückte die Regierung diese ärztlichen Institute. Die naturgeschichtlichen Museen und die botanischen Gärten erhielten jährlich eine Subvention von der Regierung — sie wurde ihnen entzogen. Die öffentlichen Bibliotheken hatten einen jährlichen Fond zum Ankauf von neuen Werken. Der Fond wurde ihnen entzogen; aber die Regierung besoldete mit niederem Gelde einige Aufsichtsbeamte, welche darauf sehen mußten, daß nur solche Bücher in den Bibliotheken vorhanden sein durften, welche keine revolutionären und Umsturzideen enthielten. „In der Medicin gab es gewisse Systeme", sagt Graf Johann Mailath in seiner Geschichte der österreichischen Monarchie, „welche die Regierung nicht mit günstigen Augen ansah. Die Homöopathie wurde geduldet, der Magnetismus war verboten. Eine sehr böse Meinung hatte man von der Philosophie, von der Geschichte und von den schönen Wissenschaften. Die Männer, welche sich damit beschäftigten, wurden für gefährliche Männer oder Narren gehalten, und in dem einen, sowie in dem andern

Falle als nutzlose Mitglieder der menschlichen Gesellschaft angesehen. Die Regierung und die Polizei mißtrauten besonders der Geschichte, weil sie fürchteten, daß ihr Vortrag Ideen der Freiheit und den Geist der Revolte verbreiten könnten. Von Philosophie, Staatswissenschaft und Nationalökonomie ist, wie sich von selbst versteht, gar keine Rede."

In den Schulen Ober- und Mittel-Italien's war bis zu der Schlacht bei Solferino ein kleines Buch eingeführt, welches die Kinder, wie den Katechismus auswendig lernen und aufsagen mußten. Es führte den Titel: „Pflichten der Unterthanen gegen die Fürsten" und war in Fragen und Antworten eingetheilt. Seite 13 heißt es in diesem Buche folgendermaßen:

Frage: Wie müssen sich die Unterthanen gegen ihre Fürsten benehmen?

Antwort: Die Unterthanen müssen sich gegen ihre Fürsten benehmen, wie treue Diener gegen ihren Herrn.

Weiter heißt es auch Seite 13:

Frage: Warum müssen sie sich wie die Diener betragen?

Antwort: Weil ihr Fürst ihr Herr ist, und weil seine Macht sich sowohl auf ihr Hab und Gut, wie auf ihre Person erstreckt*).

Das ist die Knechtschaft der Geister, welche Oesterreich in Italien seit 44 Jahren durchgeführt hat und noch

---

*) Ich beziehe mich auf die beiden Theile des Werkes „Frei bis zur Adria", Leidensgeschichte des italienischen Volkes. Verlag von Vogel & Co. Berlin, 1860.

heute in den unglücklichen venetianischen Ländern mit eiserner Consequenz durchführt.

Die dänische Regierung hat im Herzogthum Schleswig die österreichische Regierung in Italien bei Weitem übertroffen. Im Herzogthum Schleswig herrscht eine Knechtschaft der Geister, welche auf dem Terrain der Kirche und Schule die heutigen Zustände in Venetien weit hinter sich läßt. Niemals hat die österreichische Regierung es sich unterstanden, vor ihren Unterthanen in Italien in der Kirche deutsch predigen zu lassen, und die Unterthanen gezwungen, deutsche Predigten zu besuchen.

Niemals hat die österreichische Regierung die Priester in Italien ihrer Stellen entsetzt, und Deutsche als Bischöfe, Pfarrer und Geistliche angestellt.

Die österreichische Regierung hat es nie gewagt, in den italienischen Schulen in deutscher Sprache unterrichten zu lassen und den Unterricht in italienischer Sprache abzuschaffen.

Die österreichische Regierung hat niemals deutsche Lehrer an italienischen Schulen angestellt.

Nie hat die österreichische Regierung die deutsche Sprache als Akten- und Geschäftssprache in Italien eingeführt.

Niemals ist die deutsche Sprache als Sprache der Legislatur in Italien angewandt worden. Niemals wurde sie als Kirchensprache gebraucht.

Niemals sind italienische Ortsnamen in den Registern und auf den Wegweisern in deutscher Sprache geführt worden.

Die österreichische Regierung hat sich niemals un-

terstanden, kirchliche Handlungen in Italien in deutscher Sprache vornehmen zu lassen.

Wohlan, das Alles geschieht im Herzogthum Schleswig!

Bevor ich diese unerhörte Knechtschaft der Geister schildere, welche die dänische Regierung einem deutschen Lande aufgebürdet hat, muß ich von den Zuständen im Lande vor dem Kriege sprechen.

Ich entnehme die folgende Darstellung thatsächlich der in dem zweiten Kapitel bereits erwähnten preußisch-ministeriellen Denkschrift, welche im vergangenen Frühjahre dem englischen und französischen Cabinet, sowie einigen deutschen Regierungen offiziell mitgetheilt worden ist. Nur ein Theil derselben, die Sprachverhältnisse betreffend, ist in England im Druck erschienen und im verflossenen Sommer in Hamburg auch in deutscher Sprache veröffentlicht worden*); mir selbst ist der Inhalt der ganzen Denkschrift bekannt.

„Die dänische Regierung verfolgt", heißt es in derselben, „seit einer Reihe von Jahren in Bezug auf das Herzogthum Schleswig ein der gegebenen Zusage zuwiderlaufendes, der deutschen Nationalität im höchsten Grade, feindseliges Regierungssystem. Dieses System findet in

---

*) S. das Verfahren der dänischen Regierung bezüglich der deutschen Sprache im Herzogthum Schleswig. (Nach einer officiellen Denkschrift.) Hamburg, 1861. M. Rudolphi's Buchhandlung.

Der Inhalt dieser Broschüre ist eine wörtliche Uebertragung des sprachlichen Theils der preußisch-ministeriellen Denkschrift.

der Sprachlehre seine Operationsbasis und seine prägnantesten Ausdrücke. Die Sprachlehre ist daher wiederum der Kern und der Kardinalpunkt der ganzen schleswig'schen Frage. In und wegen der Sprachsache leidet die deutsche Bevölkerung Schleswig's am Schmerzlichsten. In der schleswig'schen Sprachsache liegt deßhalb für deutsche Regierungen das Mittel, auch auswärtigen Mächten die Ueberzeugung zu geben, daß es sich bei einem Vorgehen gegen Dänemark in der That nur um einen von der Selbstachtung im höchsten Grade gebo en Akt der Nothwehr handelt."

Selbst die dänische Regierung muß zugestehen, daß das deutsche Elemente gegenüber dem dänischen Elemente nach dem Zahlenverhältniß sich im Uebergewichte befindet. Nimmt man aber nicht das Zahlenverhältniß, sondern Intelligenz oder Besitz als Maßstab, so muß sich das Uebergewicht des deutschen Elementes in Schleswig noch bedeutend vergrößern. Bis zu dieser Stunde wird in allen Familien in Schleswig, welche auf Bildung irgendwo Anspruch machen, nicht nur bis an die dänische Grenze, sondern weit über dieselbe hinaus nur deutsch, nicht dänisch gesprochen.

Aber ich sprach davon, daß die dänische Regierung selbst zugiebt, daß sich das deutsche Element gegenüber dem dänischen Element in Schleswig dem Zahlenverhältniß nach im Uebergewicht befinde. In einer, im Sommer 1860 von der Königlich dänischen Regierung mehreren Höfen mitgetheilten officiellen Denkschrift „kurze Darstellung der officiellen Ordnung der Sprachverhältnisse im Herzogthum Schleswig" heißt es wörtlich:

„Vergleicht man die angegebenen Zahlenverhältnisse, so ergiebt sich, daß das Deutsche im Verhältniß zum Dänischen im Uebergewicht ist, indem der deutsche Distrikt ca. 177,000 Einwohner, der dänische dagegen nur 135,000 Einwohner zählt. Wollte man den gemischten Distrikt gerade durchtheilen und jedem der ungemischten Distrikte 41,000 Einwohner hinzurechnen, so würden die beiden Distrikte resp. 218,000 und 176,000 Einwohner erhalten. Noch günstiger für das deutsche Element stellt sich das Verhältniß, wenn man nur die Städte in's Auge faßt. Während nämlich die kleine Stadt Aeroeskjöbing mit ca. 1700 Einwohnern die einzige rein dänische Stadt ist, gehören die Städte Burg, Friedrichstadt, Eckernförde, Garding, Tönning und Husum, sowie die Städte Schleswig und Flensburg, in denen nur resp. eine dänische Garnisongemeinde und eine sogen. freie dänische Gemeinde vorhanden sind, dem rein deutschen Sprachgebiet an, und sind die übrigen vier Städte des Herzogthums Schleswig, Hadersleben, Apenrade, Sonderburg und Tondern, dem gemischten Distrikte zugewiesen.

Vor dem Kriege war im ganzen Herzogthum Schleswig die Sprache der Legislatur deutsch, die Geschäftssprache der allgemeinen Landesbehörden deutsch. Die Sprache der Gerichtsbehörden war deutsch, die Sprache der Administrativbehörden und der geistlichen Behörden war deutsch.

Die Gerichts- und Regierungssprache der unteren Behörden, mit Ausnahme der Distrikte, welche dänische Kirchen- und Schulsprache hatten, war die deutsche

im ganzen Herzogthum Schleswig, die Kirchen- und Schulsprache war im ganzen Herzogthum Schleswig deutsch. Nur in den ländlichen Distrikten der Aemter Hadersleben, Apenrade, der Inseln Arröe und der Landschaft Sundewitt und des geringern Theils des Amtes Tondern war die Kirchen- und Schulsprache dänisch.

Eine gemischte Kirchensprache fand gar nicht statt, wenn man das nicht eine gemischte Kirchensprache nennen will, daß in den Städten Hadersleben, Apenrade, Sonderburg und in einzelnen Dörfern der Karrharde*) des Amtes Tondern neben dem deutschen Gottesdienst auch dänischer Gottesdienst und zwar in den Städten sonntäglich stattfand, während auf den Dörfern nur am dritten oder vierten Sonntag dänisch gepredigt wurde.

So stand die Sache vor dem Kriege, und diese officielle Ordnung der Dinge hatte einen mehr wie hundertjährigen Bestand für sich.

Freilich hat die dänische Regierung auch vor dem Jahre 1848 vielfache Versuche officieller Gattung gemacht, der dänischen Sprache in Kirche und Schule auf Kosten der Deutschen eine größere Verbreitung und Berechtigung zu verschaffen. König Friedrich der Sechste ließ sich nämlich durch den Einfluß derjenigen Personen, die nach Auflösung des deutschen Reiches auch Holstein als eine rein dänische Provinz betrachten wollten, bestimmen, am 15. Dezember 1810 an die damalige schleswig-holsteinische Kanzlei ein Schreiben zu richten, in welchem es „in der Voraussetzung, daß im Herzogthum Schleswig außer

*) Harde ist soviel wie Untergerichtsbezirk.

einigen der Inseln auch der größte Theil der Aemter und der Distrikte auf dem Festlande von dänisch Redenden bewohnt werde", als der Wille des Königs ausgesprochen wurde, daß auf diesen Inseln und in diesen Aemtern der Gebrauch der deutschen Sprache beim Gottesdienste, Schul-Unterricht und den Gerichten aufhören und der Gebrauch der dänischen Sprache an die Stelle derselben treten solle. Als aber die schleswig'sche Landesbehörde berichtete, daß selbst in den Distrikten, wo das Volk sich des Angeldänischen*) als Umgangssprache bediente, die Einführung der dänischen Sprache als Kirchen- und Schulsprache schon um deswillen auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten stoßen werde, weil die Bevölkerung mit der, seit der Zeit der Reformation im Gebrauch gewesenen deutschen Kirchen- und Schulsprache wohl zufrieden sei, dagegen eine in der dänischen Schriftsprache gehaltene Predigt nicht verstehen könne, da stand die Gerechtigkeitsliebe des Königs von einem weitern Verfolg der Angelegenheit wieder ab.

In den dreißiger Jahren hatte die liberal-nationale Partei freilich auch schon ihr Augenmerk auf die Verbreitung der dänischen Sprache gerichtet; so lange aber König Friedrich der Sechste lebte, waren und blieben ihre Bestrebungen ohne Erfolg. Unter Christian dem Achten gewann die jetzt in Dänemark regierende Partei freilich schon bedeutend an Terrain, und die Lieblingsideen des Königs, welche bekanntlich auf Centralisation der Regierung des ganzen Reiches und auf die Danisirung Schleswig's gerichtet waren, stimmten mit diesen, den Bestrebungen

*) Angeldänisch ist ein dänischer Dialekt, der indeß keine Schriftsprache hat.

der nationalen Partei recht wohl überein. Es wurde eine genaue Untersuchung der Sprachverhältnisse in Schleswig angeordnet. Aus den Berichten einiger Geistlichen ging freilich hervor, daß in einer Anzahl von Kirchspielen die dänisch-redende Bevölkerung die überwiegende war. Als aber in Folge dieser Berichte eine Vernehmung der angesessenen Bewohner der ganzen Harde darüber angeordnet wurde, ob sie dänische Kirchen- und Schulsprache eingeführt haben wollten, da entschieden sich für diese Veränderung nur drei Stimmen, von denen die eine noch dazu einem aus Dänemark eingewanderten Bauern angehörte. Der König nahm dann von jeder officiellen Veränderung der officiellen Sprachordnung Abstand. König Christian der Achte war, obschon er die Tendenz der nationalen Partei theilte, doch noch zu freisinnig und zu human, um im Interesse einer Partei gegen die Bevölkerung einen Gewaltstreich auszuüben.

Mit dem Tode Christian's des Achten kam die eiderdänisch-nationale Partei an die Regierung. Als die Schlacht bei Idstedt verloren und die schleswig-holsteinische Sache von Deutschland aufgegeben schien, ging diese Partei in Schleswig mit ihren Absichten vor. Sie sagte sich, daß selbst bei der unendlichen Geduld Deutschlands es doch am Ende nicht gelingen würde, die Zustimmung der europäischen Cabinette für eine Incorporirung Schleswig's in Dänemark zu erlangen; sie verkannte nicht, daß das Recht der Nationalität selbst bei der Diplomatie eine Bedeutung erlangt habe und schließlich doch auch in Betreff Schleswig's Berücksichtigung finden werde. Diese Prämisse führte die eiderdänische

Partei, welche, wie gesagt, in Kopenhagen das Heft der Regierung einzig und allein in der Hand hat, zu der Schlußfolgerung, daß zuletzt doch der Palmerston'sche Vorschlag, Schleswig nach den Sprachgrenzen zu theilen, Geltung gewinnen würde, und deßhalb geht das gewaltthätige Sprachrescript, als ihre Avantgarde, jetzt schon bis an die Eider, damit sie dann sagen können: So weit die dänische Sprache Kirchen- und Schulsprache ist, so weit ist Schleswig dänisch. Sie würden, wenn sie diesen Satz durchsetzen, dann nicht, wie 1848, mit zwei Aemtern abgefunden werden, sondern Schleswig bis zur Eider und Treene, d. h. ganz, bis auf den kleinen, jenseits dieses Stromes liegenden Theil erobern. Die einzige Tendenz, aus welcher das Sprachrescript hervorgegangen ist, ist eine politische, keine andere.*) „Die dänischen Finanzen können ohne die schleswig-holsteinischen Finanzen nicht bestehen, darum müssen wir Schleswig haben," sagte bereits vor siebzehn Jahren der kürzlich abgegangene Minister Monrad, als er noch Schulmeister war, zu einem meiner Freunde in Schleswig. Darin liegt der Kern der ganzen Frage. Die in Kopenhagen regierende eiderdänisch-nationale Partei bildet sich nun einmal ein, daß die Dänen eine bedeutende und große Nation sind; sie will die Bedeutung ihrer Nationalität in's Werk setzen. Der Lauf der Geschichte hat dies freilich seit 1815 bis 1861 anders bewiesen. Schon auf dem Wiener Congreß äußerte sich ein angesehener Diplomat mit vollkommenem Rechte:

*) Der gegenwärtige Zustand der Kirche und Schule in Schleswig von Petersen. Frankfurt a. M. bei Brönner.

„Ich sehe überhaupt nicht die Nothwendigkeit der Existenz Dänemark's ein." Mit welchem Rechte will aber Dänemark ein vollkommen deutsches Land als ein Mittel für seine Existenz verbrauchen? Ist der dänische Staat so überfaul geworden, daß er nicht mehr bestehen kann, nun wohlan, so möge er in den Zersetzungsprozeß, der ihm droht, eintreten.

Von diesen politischen Grundsätzen ausgehend, ist von der dänischen Regierung und der deutschen Bevölkerung in Schleswig an dem Heiligsten, was der Mensch hat, nämlich an seiner Sprache, eine unerhörte Gewaltthat vollzogen worden.

Im Herbste 1850 und im Jahre 1851 erließ der dänische Commissarius in Schleswig, Tillisch, eine Reihe von Verfügungen auf dem Gebiete des Volkslebens, und insonderheit des schleswig'schen Volkslebens, nämlich auf demjenigen der Kirche und Schule.

In fünf Städten und 48 ländlichen Kirchspielen — in einem Distrikte von 80,000 Einwohnern — wurde an Stelle des deutschen der dänische Schulunterricht eingeführt, so zwar, daß in den Städten Unterricht in der deutschen Sprache unter die wesentlichen Lehrgegenstände aufgenommen, auf dem Lande aber bis vier Stunden wöchentlich auf diesen Gegenstand verwandt werden sollen. In den Städten solle an allen Sonntagen sowohl deutsch, wie dänisch gepredigt werden, in den Landkirchspielen aber der Gottesdienst abwechselnd einen Sonntag dänisch und den andern deutsch sein; gottesdienstliche Handlungen endlich sollten in der von den Betheiligten gewünschten Sprache abgehalten werden.

Um das Wesen dieser Veränderung in Zahlen darzustellen, so war, nach den Angaben der oben erwähnten Denkschrift des jetzigen Ministeriums für Schleswig, selbst der Schulunterricht bis 1850

dänisch für 131,000 Seelen,
deutsch „ 259,000 „

während er umgekehrt nach 1850

dänisch für 216,000 Seelen,
deutsch „ 177,000 „

wurde.

Für die Gesetzlichkeit und Zweckmäßigkeit dieser so tief greifenden Veränderungen konnte der außerordentliche Königl. Commissarius sich selbstverständlich nicht auf den Willen und das Bedürfniß der Bevölkerung berufen. Er berief sich statt dessen auf Anträge weltlicher und geistlicher Behörden, die sich, da die eingeborenen Beamten und Prediger bereits geflohen oder vertrieben waren, in den Händen von Dänen befanden, — und auf das bereits oben erwähnte Rescript vom 15. Dezember 1810.

Diese letztere Berufung war insofern charakteristisch und gerechtfertigt, als sie deutlich das Ziel zeigte, das man verfolgte, nämlich: „die Verdrängung der deutschen Sprache in Kirche und Schule und die Einführung der dänischen Sprache." Im Uebrigen verfuhr man mit der Berufung auf dieses Rescript eben so willkürlich, wie mit seiner Ausführung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Sprach-Rescript schon im Jahre 1850 und 1851 einer rechtlichen Grundlage entbehrte. Sein einziger Rechtstitel war das Recht des Siegers, der in einer eroberten Provinz vor-

nimmt und verfügt, was er seinem Interesse und der Befestigung seiner Herrschaft für angemessen findet. — Aber statt jene Verfügungen aufzuheben und hierdurch das Recht der Bevölkerung anzuordnen, über den Gebrauch der Sprache in Kirche und Schule selbst zu bestimmen und in diesem Falle an dem dreihundertjährigen Gebrauch deutscher Sprache in Kirche und Schule festzuhalten, erließ das schleswig'sche Ministerium schon unter dem 25. October 1852 ein Schreiben, welches keinen Zweifel darüber gestattete, daß es nicht die Absicht der dänischen Regierung war, das gegebene Versprechen zu erfüllen. Denn es wurde ausdrücklich bestimmt, daß die Gerichts- und Geschäftssprache sich in der Weise an die Kirchen- und Schulsprache anschließen sollte, daß sie in den rein dänischen Distrikten ausschließlich dänisch, in den rein deutschen ausschließlich deutsch, in den gemischten Distrikten — wie sie durch die Verfügungen von 1850 und 1851 entstanden war — aber sowohl dänisch, wie deutsch sein sollte. Schon hiermit hatten jene Verfügungen eine neue Sanction erhalten. Noch mehr: Trotz des eben so entschiedenen wie berechtigten Widerspruchs der gesetzlichen Landesvertretung von 1853 und 1854 wurden diese Verfügungen ferner an die Verfassung von 1854 — trotzdem, daß dieselben sich als Erhaltung der unterm 28. Juni 1852 gegebenen Zusicherung ankündigten — aufgenommen und haben noch heute trotz der wiederholten Anträge der gesetzlichen Landesvertretung und der zahlreichen Petitionen der Betheiligten gesetzliche Geltung."

So spricht sich die preuß. Denkschrift über die Einfüh-

rung dieser unerhörten Knechtschaft der Geister Seitens der dänischen Regierung in einem deutschen Lande wörtlich aus. Ich habe diese Darstellung absichtlich einem officiellen Aktenstück entnommen, um mit demselben die Angriffe der eiderdänischen Presse, welche nach Veröffentlichung meines Buches in massenhafter und maßloser Weise erfolgen werden, energisch im Voraus entgegenzutreten.

Ich werde nun in diesem ersten Kapitel der Knechtschaft der Geister in Schleswig von der Kirche sprechen und mich auch hier überall auf die preußische Denkschrift als Beweis stützen.

Die dänische Regierung begann nun nach dem Worte der Sprachrescripte in der Kirche, in der Schule, in der Justiz, sowie in der Communalverwaltung aufzuräumen. Man hätte die Sache gern noch kürzer gemacht. Man hätte am liebsten alle deutschen Bürger und Bauern in's Meer gejagt und sich ihres Eigenthums bemächtigt. Das ging natürlicher Weise nicht, und so kam man in Kopenhagen auf den Gedanken, alle deutsch gesinnten Prediger und Beamten abzusetzen, sie brodlos zu machen und sie so lange zu maltraitiren, bis sie selbst freiwillig das Land verließen. Sowie man massenweise die Lehrer, die Justizbeamten, die Bürgermeister, die Advocaten absetzte, wie man die Aerzte fortschickte und den Apothekern ihre Bestallungen nahm, so wurden über hundert Geistliche abgesetzt, um den Dänen, die nun haufenweise in's Land strömten, Platz zu machen. Viele Geistliche verließen selbst, trotz aller Bitten ihrer Pfarrkinder, ihre Stellen. „Sie aßen das Brod des Landes und wußten, daß wohl ein Thränenbrod ihrer harre“, sagt Pastor

Petersen, „aber Röm. 13 und Art. 5, 19 ließ keine Bleiben und keine Weilen unter den Dänen zu. Aber ruft sie zu Hauf, wie sie in den gesammten evangelischen Staaten Deutschlands leben, holt sie aus England, der Schweiz, America, Griechenland, Jerusalem, und fragt: ob ihr religiöses Gewissen ihnen jetzt ein anderes Handeln gestattet, ob sie vor Gott und ihrem Gewissen es jemals bereuet haben, ob sie in das theuere Heimathland, wo Wohlergehen, Liebe und Achtung sie umstand, unter der Bedingung, sich den Dänen zu fügen, zurückkehren wollen?" und im Namen Aller spreche ich ein lautes: „Nein", das Keiner meiner Brüder desavouiren wird." Manche blieben; sie fügten sich der bitteren Nothwendigkeit; wenige wurden freiwillig, aus Ehrgeiz, um Carriere zu machen, den Dänen dienstbar.

Und was für Prediger hat die dänische Regierung nach Schleswig geschickt, um die Stellen der fortgejagten Geistlichen einzunehmen, welche überall bei ihrer Gemeinde in großer Liebe und Achtung standen? Ich habe in den ersten vier Kapiteln meines Buches einige von ihnen geschildert. „Es ist eine schwere Beschuldigung", sagt Pastor Petersen in seiner Schrift, „wenn man von einem Geistlichen sagt, daß er Achtung und Liebe nicht finde. Ich erhebe diese Beschuldigung, und sage es nicht von einem, sondern sage es von allen dänischen Geistlichen in Schleswig. Und ich sage, daß ich niemals, auch nicht ein einziges Mal in Schleswig weder in den Städten, noch auf dem Lande über einen dänischen Geistlichen von seinen Gemeindemitgliedern habe mit Achtung, sondern nur mit Verachtung sprechen hören.

Das Land ist voll von Scandalgeschichten über die dänischen Pastore, „schwarze Gensd'armen", wie sie einstimmig genannt werden; man beschuldigt sie überall des Geizes, der Sportelsucht, des Trunkes, der Unsittlichkeit, vollständiger Unfähigkeit in geistiger Beziehung und in Verwaltung ihres Amtes und eines scandalösen Betragens. Ich will zugeben, daß manche von den Scandalgeschichten, welche man täglich hört, übertrieben sei, ich will sogar zugestehen, daß manche zur Mythe geworden sind; es muß aber doch weit gekommen sein, daß die Bevölkerung eines Landes, welches man früher „das Gosen der Pastore" nannte, und wo überall ein tiefer religiös-sittlicher Sinn herrschte, daß diese Bevölkerung es sich zu einem wahren Vergnügen macht, Scandalgeschichten von ihren Geistlichen zu erzählen. Wollte man diese Scandalgeschichten sammeln, man könnte Bände mit ihnen füllen. Hr. Moritz Busch erzählt in seinem vortrefflichen Werke*) Dutzende. Wenn man durch Angeln reist, kann man hundert an einem Tage hören. Der Hauptpastor in Schleswig ist heute der frühere Diaconus Martens aus Tönning. In Schleswig nennt der Volksmund ihn nur den Swinemartens, und er ist der Mittelpunkt zahlloser scandalöser Anekdoten. Die Gottorfer-Propstei ist eine ganz deutsche Propstei, und ein bedeutender Mann, Propst Boysen, einer der gelehrtesten und achtungswerthesten Geistlichen in Schleswig, der jetzt Pastor in Stettin ist, bekleidete dies Amt. Die dänische Regierung setzte ihn ab; man wollte einen dänisch gesinnten Mann

*) Schleswig-holsteinische Briefe von Moritz Busch. Leipzig, Verlag von Gustav Meyer, 1858.

für diese Stelle, man wollte aber auch einen tüchtigen und gediegenen Mann. Gediegenheit, echt christlicher Sinn und dänische Gesinnung sind nie zu vereinen. Da holte man Martens. In Tönning betrieb der Mann neben seinem geistlichen Amte die Höckerei und den Schnapsladen seines verstorbenen Schwiegervaters. Er war gerade damals Propst in Apenrade und der Nachfolger eines würdigen Mannes, des Propstes Rehhoff. Vorher war er Pastor in Neunkirchen in Angeln gewesen und hatte sich von dort den Namen Swinemartens mitgebracht. Pastor Petersen erzählt: der Ruhm, durch eigene Wartung und Hütung die fettesten Schweine zu züchten, habe ihm diesen Namen gebracht. Mir erzählte man in Schleswig, er habe seine Schweine dadurch fett gemacht, daß er sie mit den Aehren fütterte, welche er bei seinen Spaziergängen durch die Getreidefelder der Bauern ausgerissen habe. Mag es sich nun mit dem Namen wie es will verhalten; jedenfalls cursiren über den Hauptpastor Martens — von seiner Stelle als Propst hat ihn die dänische Regierung denn endlich wieder entlassen müssen — in Schleswig zahllose scandalöse Geschichten. Er ist schmutzig, geizig, erzählte man mir, und ist der Flasche außerordentlich zugethan. Auf den Hochzeiten und Kindtaufen steckt er so viel Kuchen, Braten, Wein und Cigarren ein, wie er irgend bekommen kann. Man weiß dies schon überall, und die Gemeindemitglieder halten ihm sein Deputat bereits vor Vornahme der kirchlichen Handlung bereit, um ihn nach derselben so schleunigst wie nur möglich los zu werden. Zuweilen packt man ihm auch Blumen oder Papierstücke ein, und

der Pastor ist dann ganz erstaunt, wenn er zu Hause die Schachteln öffnet und die Attrape in denselben entdeckt. Um zu verhindern, daß die Fruchtkuchen nicht durchschlagen, hat er sich lederne Taschen in seinen Priesterrock machen lassen. Es sind das Alles Thatsachen, welche man sich in Schleswig auf jeder Straße und in jedem Hause erzählen lassen kann. „Und dieser Mann," sagt Pastor Petersen, „dessen Ruf stets so war, der nie als Prediger, nie als Seelsorger wirkte, der in seiner Gemeinde halb verachtet, halb verspottet wird und eine leere Kirche hat, dieser Mann war dem Etatsrath Regenburg eine passende Persönlichkeit für eine der ersten Stellen des Landes. Aber Martens wird in Schleswig trotz alledem nicht unter die Zahl der schlechten Prediger gerechnet. In Angeln war man bereit, ihn in jeder Gemeinde gegen den eigenen Pastor auszutauschen. Als Gegenstück zu demselben will ich den Prediger Barfoed in Sörup in Angeln aufstellen. Er steht im Rufe, einer der besten dänischen Prediger zu sein. Ich habe mich in seiner eigenen Gemeinde nach ihm erkundigt, und auch dort war man allgemein der Meinung, er sei einer der besten und gediegensten dänischen Prediger in Angeln. Auch Pastor Petersen giebt ihm das Zeugniß. Ich werde nun die Skizze einer von seinen Predigten mittheilen, welche Pastor Petersen niedergeschrieben hat. Für die Treue dieser Skizze übernimmt der würdige Geistliche die Bürgschaft und fügt hinzu: Die grammatischen Sünden an der Sprache waren maßlos; das Geschlechtswort, die Präpositionen wurden oft falsch gebraucht; der Dativ wurde stets mit dem Accusativ verwechselt; Accent, Pe-

riodenbau, Stellung der Zeitwörter waren falsch. Kein Satz war sprachlich richtig, und es gehörte mehr als ein Bauernohr dazu, um den Sinn, der in den Worten lag, richtig zu ermitteln. Der Pastor las die Rede größtentheils vom Concept ab; erging er sich aber in freier Rede, so waren die sprachlichen Verstöße maßlos.

Pastor Barfoed hatte die Epistel des 5. Trinitatis, T. Pet. 3., V. 8—15: „Endlich aber seid allesammt gleichgesinnt, mitleidig, brüderlich, barmherzig, freundlich" u. s. w. zum Texte. Vor dem Texte lautete das Gebet, wie folgt:

„Du, Jesus Christus, hast die Liebe auf die Erde gebracht, gieb sie auch uns. Aber, wenn Du in die Häuser, in die Familien, in die Herzen blicktest, so fändest Du keine Liebe, sondern blos den Bruder gegen den Bruder. Darum lehre uns beten: Gott stehe mich bei, daß ich die Brüder liebe."

Nach Verlesung des Textes folgte die Einleitung:

„Wir Menschen wünschen alle nur Ruhe und Friede hier auf Erden. Der reiche Geizhals!! der in seinen Schätzen wühlt, der Arme, der morgen den Hungertod erwartet, der Kreuzträger, den sein Kreuz schwer drückt, wünscht nichts als Ruhe und Friede. Wenn aber eine Anweisung für Ruhe und Friede gegeben wird, wollen die Menschen nicht darnach handeln. Heute wird nun eine solche Anweisung gegeben.

Thema: Die christliche Vergebung:

I. sie ist natürlich,

II. sie ist gerecht,

III. sie ist nützlich.*)

I. Sie ist natürlich:

In jedem Menschen liegt von Natur der Keim der Liebe; daher ist es auch natürlich, daß wir vergeben.

Weil dieser Liebeskeim von Natur in allen Menschen liegt, so geschah es auch, daß sich das Christenthum so schnell verbreitete. Ja ich behaupte, das Christenthum würde sich nicht so schnell verbreitet haben, wenn die alten Heiden nicht so viel natürliche Liebe in der Brust gehabt hätten (sic!) Die Geschichte sagt uns aber, daß die alten Heiden, wenn sie sahen, wie die Christen, Kinder, Männer, Greise, zu Tode geschleppt wurden, noch knieten nieder in den Sand und vor dem Kaiser, der sie mordete, baten, konnten sie nicht widerstehen und bekehrten sich. Darum vergebet; denn die Liebe ist natürlich!

II. Vergebet; denn es ist gerecht.

Du meinest Diesem oder Jenem nicht vergeben zu können; denn er hat Dir zu viel Unrecht gethan: er hat Dich verleumdet und seine Verleumdung ist wieder zu „Dich“ gekommen. Aber er sagt dasselbe von Dir.

Weißt Du auch gewiß, ob Du im Rechte bist? u. s. w. Du sagst, ich kann mit Diesem oder

*) Aus: „Der gegenwärtige Zustand der Kirche und Schule des Herzogthums Schleswig von F. Petersen. Frankfurt a. M. Verlag von H. L. Brönner, 1857.“

Jenem nicht umgehen; denn er hat mich vervortheilt oder betrogen, oder er hat zu unerträgliche Meinungen und Ansichten und hält zu fest „an sie“. Aber weißt Du auch gewiß, ob seine unerträglichen Meinungen und Ansichten nicht Folge der Erziehung und des Unterrichtes sind, und er daher nicht Schuld daran ist. Mußt Du ihm nicht seine Meinungen und Ansichten vergeben, wie Gott Dir.

III. Vergebet; denn es ist nützlich.

Gott vergiebt uns, darum ist es nützlich und heilsam, daß wir unseren Brüdern vergeben. Wer dies nicht thut, der fordert die Strafe Gottes heraus, der sagt zu Gott: ich habe Dir nichts gegeben, gieb Du mir auch nichts, ich habe Dich nicht gerächt, räch' Dich nicht, o Gott, „auf mich“. Warum willst Du Dich nicht „indergleichen“ und vergleichen. Darum vergebet; denn es ist nützlich, besonders Ihr Communicanten bedenkt, daß Christus sterbend für seine Feinde betete“ u. s. w.

Ich denke, es wird genug sein mit dieser Probe aus der Predigt eines der besten dänischen Pastoren in Schleswig, um zu zeigen, auf welcher Stufe religiöser und geistiger Bildung diese Menschen stehen, welche man aus Kopenhagen seit zehn Jahren nach Schleswig geschickt hat. Im zweiten Theile meines Werkes werde ich in dem Kapitel „Zur Naturgeschichte der dänischen Pastore in Schleswig“ die Gründe angeben, weßhalb es mit der religiösen und geistigen Bildung der dänischen Theologen so schlecht beschaffen ist. Möge es hier genügen, zu sagen, daß nur der Ausschuß, der schlechteste

Schund unter den dänischen Candidaten der Theologie von der Regierung nach Schleswig geschickt wird.

Ueber die heutigen Zustände in Schleswig auf dem Gebiet der Kirche will ich wiederum die preußisch-ministerielle Denkschrift sprechen lassen. Möge sie als Beleg zu den Thatsachen dienen, welche ich in den beiden Kapiteln „Eine Fahrt durch Angeln“ mitgetheilt habe.

„Aber die Wahrheit,“ heißt es dort wörtlich, „ist gleichwohl traurig genug. In Angeln, dem größten und wichtigsten unter den gemischten Distrikten, war früher eine Kirchlichkeit, die in ganz Deutschland ihres Gleichen suchen konnte. Die Gotteshäuser waren sonntäglich gefüllt, das Verhältniß zwischen den größtentheils eingeborenen Predigern und den Gemeinden ein außerordentlich freundliches. Was die Schule betraf, so ging sie wiederum mit der häuslichen Erziehung in einer Weise Hand in Hand, wie sie in den meisten Gemeinden Deutschlands den Lehrern als ein schwer erreichbares Ziel vorschweben dürfte. Die Eltern hielten nicht allein darauf, daß die Kinder ihre Lektionen lernten, sondern sie halfen ihnen nach, wo es nöthig war, sie lernten und lebten mit ihnen für Kirche und Schule. Und heute? Man kann über den jetzigen Zustand nicht etwa schwache Frauen, sondern Männer, nicht etwa sentimentale Pietisten, sondern starke, kräftige Bauern die bittersten Thränen weinen sehen — Thränen, die eine beredtere Sprache führen, als die schlagendsten Deductionen. Von 52 Sonntagen sind den Bewohnern der gemischten Distrikte, besonders den Angelitern, 26 genommen und der „dänischen Lehre“ geweiht worden, wie der Volksmund nach dem Zeugniß dänischer

Geistlichen selbst den dänischen Gottesdienst und die dänische Schulsprache nennt. Sie, die an der deutschen Bibel und dem deutschen Gesangbuch halten, wie an dem besten Erbe der Väter, sind genöthigt, für ihre Kinder eine dänische Bibel und ein dänisches Gesangbuch anzuschaffen. Die Prediger, fast durchgängig aus dem Königreiche gesandt, sind selbst in den Kirchspielen, wo sie durch ausgezeichnete persönliche Gaben und Eigenschaften sich allgemeine Achtung erworben haben, keineswegs Gegenstand des Vertrauens und der Zuneigung*); in den meisten Kirchspielen werden sie geradezu gehaßt, und die Bezeichnung der „schwarzen Gensd'armen", die sie in diesen Gegenden haben, zeigt genug, mit welchem Auge man sie betrachtet. So sind zwar in einer Anzahl von Kirchspielen die Gotteshäuser an den 26 deutschen Sonntagen zum Theil sehr gut besucht und stehen nur an den 26 dänischen Sonntagen leer, aber in anderen Kirchspielen hat auch der Kirchenbesuch an den deutschen Sonntagen sich ziemlich verloren. Zerrissen ist das Band zwischen der Schule und der häuslichen Erziehung. Die früher brüderlich zusammenwirkten, stehen nun in erbitterter Feindschaft gegenüber. „Die Eltern" — erklärte ein älterer würdiger, mit dem Danebrogszeichen geschmückter Schullehrer in einem großen Kirchspiel, der politisch durch und durch Däne und enragirter Gegner der Schleswig-Holsteiner ist, — „die Eltern schicken zwar, soweit sie nicht Mittel

*) Ich muß hier der Denkschrift widersprechen. Nirgends in Schleswig habe ich einen dänischen Prediger nennen hören, der sich die Achtung seiner Gemeindemitglieder erworben habe. Pastor Petersen stimmt mit meinem Urtheil völlig überein.

haben, ihre Kinder auswärts unterzubringen, die Kinder zur Schule, weil sie (die Eltern) sonst hart gestraft werden, aber damit hört ihre Theilnahme auch auf. Ich habe die Ruhigen und Gemäßigten wiederholt gebeten, sich doch der Kinder, wie früher, zu Hause anzunehmen; aber sie erklärten, sie verständen nichts von der dänischen Schulsprache und würden nie etwas davon wissen wollen. Und die Kinder — ja, ist es nicht ein Jammer, wenn wir zehn Jahre uns mit ihnen die größte Mühe gegeben haben, sie hier in der Schule dänisch gelehrt und auf dänisch unterrichtet haben, so werfen sie, sobald sie confirmirt sind, buchstäblich die dänischen Bücher in's Wasser und sprechen kein Wort dänisch mehr. Sie geben sich ordentlich Mühe, zu vergessen, was sie gelernt haben, und wenn ihnen die intellectuelle Bildung auch bleibt, so ist doch von einem Fortbauen auf der in der Schule empfangenen Grundlage, wie es früher der Fall war, nicht mehr die Rede."

Zum weiteren Beweise dieser unerhörten Zustände berufe ich mich nun auf den Ausschußbericht der schleswig'schen Ständeversammlung. Es heißt in demselben wörtlich: *)

„Nach denselben Vorschriften soll der Gottesdienst in den gedachten Kirchspielen abwechselnd dänisch und deutsch sein, obgleich in den meisten Kirchspielen alle Einwohner, mit wenigen Ausnahmen, eine dänische Predigt nicht verstehen können. Eine notorische Thatsache ist es daher auch, daß die Kirchen an den Sonntagen,

*) Ausschußbericht der schleswig'schen Ständeversammlung.

wenn dänischer Gottesdienst ist, stets leer stehen. Es liegt somit eine alle Grenzen überschreitende Verkümmerung des Gebrauchs der deutschen Muttersprache, ja selbst der Kirche und der Schule vor, welche in directem Widerspruch mit der in der Allerhöchsten Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 ertheilten Zusage steht, wonach der dänischen und der deutschen Nationalität im Herzogthum Schleswig völlig gleiche Berechtigung und kräftiger Schutz zugesichert wird. Die von jeder Versammlung der schleswig'schen Provinzialstände wiederholten Bitten, um Wiedereinführung der deutschen Sprache, wo dieselbe Volkssprache ist, sind bisher ohne allen Erfolg geblieben. Im Gegentheil hat man sich, um allen Widerstand gegen die Verdrängung der deutschen Sprache möglichst aus dem Wege zu räumen, nicht gescheut, ungeachtet der von der schleswig'schen Ständeversammlung unterm 21. Februar 1851 gegen solche Eingriffe in die Patronatrechte erhobenen Einsprache, die im §. 5 des Verfassungsgesetzes für Schleswig garantirten Patronatrechte des Besitzers von Gelting und der zum Kirchspiel Gelting eingepfarrten Gutsbesitzer über Kirche und Schule im August 1851 ohne Weiteres aufzuheben."

Zum Schluß berufe ich mich noch auf das Zeugniß eines Mannes, den gewiß Niemand für incompetent erklären wird. Es ist der Pastor Oltzen, Propst und Ritter vom Danebrog. Derselbe war im Jahre 1848 als Prediger in der Propstei Husum angestellt. Er verweigerte der revolutionairen Regierung die Anerkennung, ward deßhalb entlassen, ging zu den Dänen und ward zuerst zum

Pastor in Quern und Angeln und dann auf der Insel Fehmarn ernannt. Er wurde in die Kammer gewählt und von den Ständen zu ihrem Präsidenten ernannt. In den Verhandlungen über die Sprachsache äußert sich dieser doch gewiß unverdächtige Zeuge folgendermaßen:

„Um aber mit Gewißheit zu erfahren, was in Angeln die wirkliche Volkssprache sei, habe man ja nicht nöthig, alle Berichte und Rescripte zu lesen, sondern man brauche ja nur in das Land hinauszugehen und zu hören, was da gesprochen werde; namentlich habe man sich auf den Spielplätzen der Kinder umzusehen, denn, was diese sprächen, sei nach seiner Meinung Volkssprache. Es sei aber schon lange her, daß die Kinder in Angeln aufgehört hätten dänisch zu sprechen, er kenne die Landschaft seit seinen Kinder- und Knabenjahren, aber noch nie habe er ein Kind in Angeln dänisch sprechen hören."

„Als die Sprachrescripte erschienen wären, sei er Prediger in Quern und Angeln gewesen. Er sei wie aus den Wolken gefallen und habe kaum gewußt, ob er seinen Augen trauen solle, als er das Rescript in der Hand gehalten und da schwarz auf weiß gelesen habe, es sollte nun jeden andern Sonntag in Quern dänisch gepredigt werden, weil er die feste Ueberzeugung gehabt, daß die Gemeinde die dänische Predigt nicht verstehe. Auf gegegebene Veranlassung habe er sich hierüber erklärt, aber auch bezeugt, daß er es für Sünde halte, in der Querner Kirche dänisch zu predigen, da er überzeugt sei, daß die Gemeinde eine solche Predigt nicht verstehe."

„Er würde sich selbst verachten müssen, sich schämen müssen vor Gott und den Menschen, würde sich versün-

digen gegen unsern Allergnädigsten König und gegen das Land, wenn er schweigen wolle. So bezeuge er denn auf das Ernsteste und Feierlichste, daß er es für seine Person für eine Sünde ansehe, daß in den genannten Gemeinden dänisch gepredigt werde, weil sie diese Predigt nicht verständen; er bezeuge es, daß für ihn große Ursache zu der Furcht vorhanden sei, es werde Gott mit seinen Gerichten unser Land heimsuchen, um der Sünde willen, die seiner Ansicht nach in jenen Kirchen geschehe; er bezeuge es, daß das Wort Gottes denen, die schon überhaupt nicht viel auf dasselbe gäben, noch gleichgültiger und verächtlicher würde, und daß die dänische Predigt, weil sie in den genannten Kirchspielen seiner festen Ueberzeugung nach nicht verstanden werde, allen Gläubigen und Frommen zum Aergerniß gereiche, daß dieselbe anstatt zur Erbauung zur Niederreißung des Reiches Gottes diene. Er halte es darum für durchaus nothwendig, daß hierin eine Veränderung geschehe."

„Was er habe sagen wollen, um sich ein gutes Gewissen zu bewahren und getrost vor seinen Herrn und Heiland und Richter treten zu können — das habe er gesagt."

„Ein Zwiefaches wolle er noch thun. Er wolle es aussprechen, wie er sich dessen innerlich bewußt sei, daß er es heute eben so redlich und treu mit unserm Allergnädigsten Könige und dem Vaterlande meine, als in dem verhängnißvollen Jahre 1848, wo er aus Liebe zu dem Könige und dem Lande sein Amt und die ihm lieb gewordene, noch immer von ihm werth gehaltene, nun auch von dem Sprachrescript heimgesuchte Gemeinde

habe verlassen müssen. Schließlich aber wolle er seine Augen aufheben zu dem, von wannen die Hilfe komme, denn unsere Hilfe stehe bei Gott dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht habe, und er wolle den Herrn bitten, daß er möge segnen das Wort, das gesprochen sei, daß er wolle ausrichten lassen nach seinem Gefallen und wolle es thun lassen das, wozu er es gesendet!*)"

Bedarf es nach Aussage dieses loyalen, dänischen Geistlichen noch eines weiteren Zeugnisses? —

Ueber die Anwendung der dänischen Sprache auf kirchliche Handlungen, wie Taufe, Abendmahl und Confirmation, werde ich mich wieder, statt allen eigenen Urtheils, der Worte der preußischen Denkschrift bedienen. Es heißt in derselben wörtlich:

„Die bereits erwähnte, von der Königlich dänischen Regierung selbst verfaßte „kurze Darstellung der officiellen Sprachordnung" sagt wörtlich:

„Die kirchlichen Handlungen, als Taufe, Abendmahl, Copulation u. s. w., werden in derjenigen Sprache verrichtet, die von den Betreffenden verlangt wird. Der Unterricht in den Schulen wird in der dänischen Sprache ertheilt, und werden in den oberen Klassen wöchentlich vier Stunden auf den Unterricht in der deutschen Sprache verwandt. Die Vorbereitung zur Confirmation und die sich dieser anschließende Confirmationshandlung finden in dänischer Sprache statt."

---

*) Ständezeitung von 1856 und 1857, S. 47, 48, 49. Der gegenwärtige Zustand der Kirche und Schule in Schleswig von Pastor Petersen. Frankfurt a. M. Verlag von H. L. Brönner.

„Es soll kein besonderes Gewicht darauf gelegt werden, daß hier von der dänischen Regierung statt des in den Rescripten gebrauchten Wortes „gottesdienstliche Handlungen" die Bezeichnung „kirchliche Handlungen" gewählt worden ist; denn selbst, wenn es einem bornirten eiderdänisch-priesterlichen Fanatismus gelingen sollte für die Eiderdänen zu beweisen, daß die Confirmation gar keine kirchliche, sondern nur eine gottesdienstliche Handlung sei, so wird es doch eine in der ganzen übrigen protestantischen Welt ausgemachte Sache bleiben, daß die von verordneten Dienern der Kirche und im Namen derselben vorgenommene Erneuerung des Taufbündnisses eine kirchliche Handlung ist. Der Wortlaut der in die Verfassung aufgenommenen Rescripte zählt aber keineswegs, wie die „„kurze Darstellung,"" einzelne kirchliche Handlungen auf, sondern sagt ganz allgemein:

> „„Gottesdienstliche Handlungen werden in derjenigen Sprache, welche die Betreffenden ausdrücklich wünschen möchten, vorgenommen,""

und die Confirmation hat überhaupt nirgends im Gesetze eine besondere Erwähnung gefunden."

„Es muß daher geradezu als grobe Verletzung des Gesetzes bezeichnet werden, wenn gegen den ausdrücklichen Wunsch der Familienväter und trotz der wiederholten Beschwerden der Ständeversammlung die Confirmation dänisch stattfindet. Dänischer Seits wird zur Rechtfertigung dieses Verfahrens angeführt: „„die dänische Confirmation sei eine nothwendige Consequenz des dänischen Schulunterrichts, weil mit der Prüfung der Confirmanden und dem Confirmationsakte selbst der Schul-

Unterricht abschließe."" Es ist aber wiederum eine in der ganzen protestantischen Welt bekannte Sache, daß die Vorbereitung zur Confirmation, der Confirmandenunterricht, zwar Schulunterricht voraussetzt, aber keineswegs mit dem Schulunterrichte zusammenfällt, daher auch nicht, wie der sonstige Religionsunterricht, von Lehrern, sondern ganz ausschließlich von ordinirten Geistlichen ertheilt wird. Die allein richtige Consequenz in dem vorliegenden Falle ist vielmehr die folgende:

> Weil es den Eltern freisteht, ihre Kinder deutsch confirmiren zu lassen, so muß es ihnen auch freistehen, für diese Kinder die Vorbereitung zur Confirmation, nämlich einen deutschen Confirmanden-Unterricht zu verlangen, und das ganz ebenso gut, wie den Erwachsenen, die das Abendmahl auf deutsch verlangen, nicht die Vorbereitung zu demselben, die Beichte, auf dänisch gehalten werden darf."

„Diese Forderung logischer Consequenz wird außerdem von den thatsächlichen Verhältnissen wesentlich unterstützt. Die Dänen können es mit allen ihren Consequenzen nicht vermeiden, daß die Kinder das erste Abendmahl mit ihren Eltern in deutscher Sprache verlangen, und somit tritt die höchst ärgerliche Erscheinung zu Tage, daß die, bis dahin in Rücksicht auf die religiöse Entwickelung ihrer Kinder einem höchst ungerechten Zwange unterworfenen Eltern den ersten Genuß des heiligen Abendmahls Seitens der Kinder zu einer feierlichen Demonstration gegen diesen Zwang, gegen den dänischen Confirmanden-Unterricht und gegen die dänische Confirmation benutzen.

In der That Zustände, in denen der Keim einer ganz großartigen Demoralisation zu Tage liegt."

„Die Forderung der Familienväter in den gemischten Distrikten, daß die Confirmation wieder deutsch sei, bezieht sich also ganz selbstständig auch auf die Vorbereitung zur Confirmation, den Confirmandenunterricht, und wenn nach dem Inhalte öffentlicher Blätter die Königlich dänische Regierung es jüngst als eine Concession angeboten hat,

die Confirmationshandlung selbst in deutscher Sprache verrichten zu lassen,

während, wie ein von dem Ministerium in dieser Rücksicht aufgeklärtes Organ ganz ausdrücklich bemerkt, die Vorbereitung dazu doch dänisch bleiben soll, so erhält diese, selbst in ihrer ehrlosen Bedeutung, gegenüber dem Umfange gerechtfertigter Klagen nur unerhebliche Concession einen Charakter, für den es an einer passenden Bezeichnung fehlt."

Die ministerielle Denkschrift bemerkt an dieser Stelle: „Die obige Ansicht von der Confirmationssache hat, als dieselbe bereits niedergeschrieben war, in dem berühmten „„skandinavischen Apostel"" Grundtwig, ein Mann, der bei der jüngeren dänischen Geistlichkeit sich einer Art Heiligenverehrung erfreut, einen unverhofften Bundesgenossen gefunden. Zeigten schon frühere Auslassungen in dem von dem Reichstagsmanne Zahle redigirten Blatte „„Staaten"" (der Staat), die sogar in der „„Berling'schen Zeitung" einen Wiederhall fanden, daß man selbst in dänischen Kreisen über die Berechtigung dieser unerhörten Tyrannei zweifelhaft wurde, so hatten doch die

eiderdänischen Blätter mit solchen Aeußerungen leichtes Spiel. Man beschuldigte die Urheber ohne Weiteres des Verraths, eines heimlichen „Schleswig-Holsteinismus" u. s. w., und neuerlich kämpften die dänischen Geistlichen in den gemischten Distrikten zum Theil mit einem beklagenswerthen Cynismus für die ausschließliche Berechtigung der dänischen Confirmation. Gerade diesen Geistlichen tritt jetzt Grundtwig in der ihm eigenthümlichen bestimmten und beredten Weise gegenüber, weist darauf hin, daß sein Auftreten auf dem skandinavischen Kirchentag 1857 schon keinen Zweifel über seine Meinung in der Sache hätte lassen können und kommt zu dem Resultate, daß das Verfahren in der Confirmationssache ein offenbarer Bruch der versprochenen Gleichberechtigung und die Aeußerung eine Tyrannei sei, die einen kläglichen Ausgang nehmen werde.

„Auch muß," fährt die preußisch-ministerielle Denkschrift dann weiter fort, „nach dieser Erörterung der Hauptfrage es für unwesentlich gehalten werden, länger bei den auf die Confirmation bezüglichen willkürlichen Handlungen einzelner Geistlichen zu verweilen, die so weit gingen, die Erlaubniß zu verweigern, daß Kinder eines der gemischten Distrikte in einer Gemeinde des rein deutschen Distrikts confirmirt würden, ja die verlangten, daß Kinder, die Behufs einer deutschen Erziehung in dem rein deutschen Distrikte, resp. im Herzogthum Holstein, untergebracht waren, Behufs der Empfangnahme dänischen Religionsunterrichts zurückgebracht würden. Freilich kann man eine Regierung nicht verantwortlich für alle Handlungen einzelner Beamten machen, aber wenn sie kein

Wort des Tadels und kein Verbot der Wiederholung hat, sobald solche Handlungen, wie es in der vorliegenden Beziehung oft genug geschehen ist, zu ihrer Kenntniß kommen, so wird man der Regierung kein Unrecht thun, wenn man sie als mitschuldig und mitverantwortlich bezeichnet. *)

---

*) Ich denke, mich nach dieser starken Ausdrucksweise eines diplomatischen Aktenstückes, wohl jedes eigenen, weiteren Urtheils über diese unerhörte Tyrannei, wie der skandinavische Apostel Grundtwig sagt, enthalten zu können.

Siebentes Kapitel.

Die Knechtschaft der Geister in Schleswig.

Zweiter Artikel:

Die Schul- und die Geschäftssprache.

Es scheint mir bei dem Widerstande, bei den Verdächtigungen und Angriffen jeder Art, denen ich bereits Seitens der dänischen Regierung und der eiderdänischen Presse nach Veröffentlichung meines Buches entgegensehe, besonders praktisch, mich, wo es irgend möglich ist, auf officielle und amtliche Aktenstücke zu berufen. Ich werde deßhalb auch in diesem Kapitel den Wortlaut solcher Aktenstücke anführen und mich jedes eigenen Urtheils enthalten. Die Sprache derselben ist übrigens auch so stark, daß ich schwerlich etwas hinzuzufügen brauchte.

„Es werden," heißt es in dem Ausschuß-Bericht der schleswig'schen Ständeversammlung, „fast ausschließlich dänisch gebildete Männer im Herzogthum Schleswig, selbst innerhalb des ungemischt deutschen Sprachgebiets, als Beamte, Prediger und Schullehrer angestellt, wenn sie auch mitunter der deutschen Sprache nur in unvollkommenem Grade mächtig sind und häufig

das in Schleswig geltende Recht und die daselbst bestehenden Communalverhältnisse nur in geringem Maße kennen und berücksichtigen. An dem Gymnasium in der Stadt Schleswig, mithin in einem ungemischt deutschen Distrikt, sind ausschließlich dänische Lehrer angestellt. Die ganze Verwaltung des Herzogthums Schleswig ist darauf berechnet, die deutsche Nationalität daselbst auf eine jedem Rechtsgefühle sowohl, wie den ausdrücklich und bindend ertheilten Zusagen widerstreitende Weise allmälich ganz zu unterdrücken und das Herzogthum Schleswig vermittelst einer noch in diesem Augenblick mit großer Energie fortgesetzten Danisirung, wo möglich, factisch dem Königreich zu incorporiren. Daß dieses entschieden beabsichtigt wird und daß alle Maßregeln der Verwaltung hauptsächlich dies Ziel verfolgen, darüber kann sich Niemand täuschen. Ihren Höhepunkt erreicht diese Tendenz in der Verdrängung der deutschen Sprache aus Kirche und Schule im mittleren Schleswig. Durch Verfügungen vom Jahre 1851, welche später als Anhang der Verfassung für Schleswig vom 15. Febr. 1854 hinzugefügt sind und fortwährend mit größter Strenge zur Anwendung gebracht werden, wurde unter Anderm in der ganzen Propstei Flensburg incl. Gelting, ferner in der Stadt Tondern und 10 Kirchspielen der Propstei Tondern, in 4 Kirchspielen der Propstei Husum und Bredstedt, in 9 Kirchspielen der Propstei Gottorf die seit Jahrhunderten bestandene ausschließlich deutsche Schulsprache gewaltsam und gegen den Wunsch der Einwohner verdrängt, so daß in allen diesen Kirchspielen nur bis zu 4 Stunden in der

Woche deutsch unterrichtet werden darf, — eine Erlaubniß, welche vielfach von den Behörden so verstanden und angewendet wird, daß nicht mehr, als 4 Stunden die Woche, wohl aber weniger in deutscher Sprache unterrichtet werden darf."

„In dem größeren Theile dieser Kirchspiele ist die deutsche Sprache die ausschließliche, in den meisten übrigen die überwiegende Volkssprache. Der Unterricht wird daher in den meisten dieser Kirchspiele in einer den Kindern fremden Sprache ertheilt. Nicht auf den öffentlichen Schulunterricht werden derartige Maßregeln beschränkt. Auf alle Weise wird zu verhindern gesucht, daß Kinder in den s. g. gemischten Distrikten von deutschen Hauslehrern unterrichtet werden. Das gemeinsame Halten solchen Hauslehrers durch zwei oder mehr Familien ist unbedingt untersagt worden. Wenn es nicht verhütet werden konnte, daß unter solchen Umständen viele Kinder aus den gemischten Distrikten von ihren Eltern nach solchen Schuldistrikten, wo die Schulsprache deutsch ist, in die Kost gegeben wurden, so hat man doch diesen letzten Versuch der Eltern, ihre Kinder in ihrer Muttersprache erziehen zu lassen, dadurch wirkungslos zu machen gewußt, daß die Kinder gezwungen wurden, zur Confirmation in dänischer Sprache zu ihren Eltern zurückzukehren und zu diesem Behufe sich die letzten Jahre vor der Confirmation in dänischer Sprache unterrichten zu lassen."

Welche Schicksale die in den Herzogthümern gemeinsame Landesuniversität hat erleiden müssen, ist in einer von dem Consistorio der Universität an die Versammlung

gelangten Eingabe ausführlich entwickelt. Die Versammlung hat dieselbe dem unterzeichneten Ausschuß zur Prüfung übergeben, und wir werden sie zum Gegenstande eines eigenen Berichts machen. Hier soll nur erwähnt werden, daß, abgesehen von manchen Vernachlässigungen der Interessen der Universität, durch verschiedene für das Herzogthum Schleswig getroffene Verfügungen die Verbindung dieses Herzogthums mit der Universität fast aufgelöst ist. Schon in dem allerunterthänigsten Bedenken vom 12. Septbr. 1857 hat die Versammlung sich über solche im Widerspruch mit der Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 getroffenen Verfügungen beschwert; Abhilfe aber ist nicht geleistet, noch ist der Versammlung auch hierauf eine Erwiderung zu Theil geworden. Doch nicht genug damit, daß das zur Förderung der geistigen Interessen der Bewohner der Herzogthümer vorzugsweise bestimmte Institut auf die empfindlichste Weise in seinem hohen Berufe gestört, in Verfolgung desselben gehemmt worden ist, — Vereine jeglicher Art mit Bewohnern des Herzogthums Holstein, mögen sie zu kirchlichen Zwecken gestiftet sein, wie die Bibelgesellschaft und der Gustav-Adolphverein, oder zu künstlerischen, wie der Kieler Kunstverein, oder zu wissenschaftlichen Zwecken, wie die Gesellschaft für vaterländische Geschichte und diejenige für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer, oder zu landwirthschaftlichen, wie der landwirthschaftliche Verein am Canal und der Gartenbauverein, oder mögen sie gegenseitigen Ersatz von durch Krankheiten oder andere Naturereignisse erwachsendem Schaden zum Gegenstand haben, wie der Assecuranzverein gegen die bösartige Lungenseuche unter

dem Hornvieh — Vereine jeglicher Art sind für das Herzogthum Schleswig aufgehoben, obgleich keiner derselben irgend eine politische, überhaupt irgend eine seinem ausgesprochenen Zweck fremdartige Tendenz verfolgt hat. Neuerdings ist es durch Bekanntmachung des Ministeriums für das Herzogthum Schleswig, vom 23sten Decbr. v. J., sogar als Princip ausgesprochen, daß Vereine und Gesellschaften, durch welche Bewohner der Herzogthümer Schleswig und Holstein sich „„zu irgend einem Zweck, welcher Art es auch sei, verbinden,““ für das Herzogthum Schleswig nicht statthaft seien. Wie consequent dieses Princip verfolgt wird, dafür liegt der Versammlung ein Zeugniß vor in einer Petition aus dem Amte Rendsburg, in welcher darüber geklagt wird, daß es den Bewohnern des benachbarten Amtes Hütten bei Strafe verboten ist, sich bei einer für den nächsten Sommer zu veranstaltenden Thierschau im Amte Rendsburg zu betheiligen.

Nach diesen, leider ungehört verhallenden Klagen der schleswig'schen Ständeversammlung werde ich nun die preußische Denkschrift sprechen lassen:

„Der dänische Schulunterricht in der deutschen Sprache“, heißt es wörtlich in derselben, „wird in vielen Gemeinden theils auf zwei Stunden, theils überhaupt nur auf die oberen Abtheilungen beschränkt, während die Rescripte diese Beschränkung nicht kennen; in anderen Gemeinden hat ihn das Kirchenvisitatorium ganz abgeschafft, damit die Kinder ordentlich dänisch lernen.“

„Da nun sowohl im Ministerium, als bei den Centralbehörden des Herzogthums, mit Ausnahme einiger

deutschen Renegaten, die in ihrem Eifer für die dänische Sprache die Dänen weit hinter sich lassen, und geborene Dänen angestellt werden, so erzielte es sich von selbst, daß bei den von diesen Behörden ausgehenden Anstellungen der von ihnen ressortirenden Beamten auch in den rein deutschen Distrikten wiederum nur Dänen in Betracht kommen. Zwei jungen Männern, denen bei ganz untadelhafter Führung in politischer Rücksicht und bei den glänzendsten Zeugnissen über das bestandene schleswig'sche Examen nichts entgegenstand, als daß sie geborene Schleswiger waren, wurde noch jüngst vom Schleswiger Ministerium und dem Departementschef Regenburg eröffnet, daß sie zwar im Königreiche, aber niemals in Schleswig angestellt werden könnten. So weit ist über das ganze Herzogthum in den Beamten und Geistlichen eine lebendige, dänische Sprachpropaganda geschaffen worden, die mit um so größerm Eifer wirkt, als sie von der Gunst der oberen Behörde ganz und gar abhängig ist und außerdem das Bewußtsein hat, daß, wenn dieses System scheitern sollte, es auch mit ihrer Herrlichkeit ganz und gar vorbei sein muß."

„Selbstverständlich hat die dänische Sprachpropaganda insonderheit auf die Schulen auch in den deutschen Distrikten ihre Aufmerksamkeit gerichtet. Von den früheren vier, von Alters her deutschen Gelehrtenschulen im Herzogthum Schleswig besteht nunmehr nur noch die schleswiger Domschule als die einzige deutsche Gelehrtenschule des Landes. An derselben sind aber bereits von 13 Lehrern neun geborene und des Deutschen zum Theil nur in sehr geringem Grade mächtige Dänen als Lehrer

angestellt. Eine deutsche Realschule in der als deutsch anerkannten Stadt Schleswig ist mit Aufhebung bedroht, und dieselbe bisher, nur noch durch den eben entlassenen und durch einen Dänen ersetzten Propst Thieß hinausgeschoben, der sich weigerte, „diesen Akt der schnödesten Willkür“ wie er sich ausdrückte, vollziehen zu lassen.“

„Auch die Stadt Flensburg ist sogar noch in der mehrerwähnten „kurzen Darstellung“, als zum rein deutschen Distrikte gehörig anerkannt worden, in welchem die Schulsprache deutsch sein soll. Nichts desto weniger ist die von Alters her rein deutsche Gelehrtenschule dieser Stadt mit einer deutsch-dänischen Realschule in Verbindung gesetzt, fast alle Lehrerstellen sind mit geborenen Dänen besetzt, und die dänische Sprache ist in wesentlichen Fächern Unterrichtssprache geworden. Auf die hiergegen in der Stände-Versammlung erhobene Beschwerde hat man dänischer Seits erwidert, daß sich die gesetzlichen Vorschriften über den Schulunterricht selbstverständlich nicht auf die öffentlichen Gelehrten- und Realschulen bezögen, — eine Erwiderung, die als besonders charakteristisch in dem Munde von Männern erscheinen muß, die sich nicht scheuten, jene Vorschriften zur Bedrückung der deutschen Sprache auf Privatschulen auszudehnen. In der ebenfalls zum rein deutschen Distrikte gehörigen Stadt Husum ist die gelehrte Schule in eine Realschule umgewandelt und mit dänischen Lehrern versehen worden, deren Unterricht freilich so wenig Anklang findet, daß die einst stark besuchte Anstalt im Herbste dieses Jahres in der dritten Klasse nur einen einzigen Schüler zählte.

„Selbst die Danisirung der in den rein deutschen Distrikten belegenen Volksschulen ist in diesem System der Consequenzen nicht außer Acht gelassen worden, und für diesen Zweck wird selbst der Unterricht in dänischer und deutscher Sprache benutzt.“

Die dänische Regierung dehnt ihr Danisirungssystem aber nicht allein auf die gelehrten Schulen und Volksschulen, sondern auch auf den Privatunterricht aus. Ich werde auch hier wieder, um allen Angriffen und Verläumdungen im Voraus die Spitze abzubrechen, die preußisch-ministerielle Denkschrift sprechen lassen.

„Die Sprach-Rescripte lassen,“ heißt es in derselben wörtlich, „wie die Confirmation, so auch den Privatunterricht ganz unerwähnt. Für den gesunden Menschenverstand würde sich hieraus die Consequenz ergeben, daß auf diesem Gebiete die völlige Gleichberechtigung der Nationalitäten Platz greift, und, wenn schon mit Verletzung dieser Gleichberechtigung der auf öffentliche Kosten ertheilte Schulunterricht dänisch ist, es doch den Bewohnern, die dazu Mittel haben, überlassen bleibt, auf ihre Kosten den Kindern zu Hause deutschen Schulunterricht ertheilen zu lassen. Aber ganz anders lautet die dänische und danisirende Consequenz, nämlich so: „Weil der Schulunterricht in den gemischten Distrikten dänisch sein soll, so machen sich diejenigen Eltern, die sich zur Herstellung einer deutschen Privatschule vereinigen, offenbar einer Umgehung des Gesetzes schuldig, und auch den Eltern, die für ihre eigenen Kinder Hauslehrer oder Gouvernanten halten wollen, kann dies nur gestattet werden, wenn solche der dänischen Sprache mächtig sind

und sich verpflichten, den Unterricht in derselben zu ertheilen. Folgendes Beispiel spricht für viele anderen:

„Ein Hofbesitzer im südlichen Angeln, Namens Berkhahn, nahm eine Gouvernante aus der, selbst in der „kurzen Darstellung" als zum rein deutschen Distrikte gehörig anerkannten Stadt Schleswig. Nur mit Mühe und unter der Bedingung, daß sie sofort dänisch lerne, gelang es dem Berkhahn, die Erlaubniß zu bekommen, die Gouvernante einstweilen zu behalten. Bei der Kirchenvisitation erhält der Berkhahn Befehl, selbst zur Katechisation zu erscheinen und die Gouvernante nebst den Kindern mitzubringen. Propst Hansen examinirt dieselben auf dänisch in der Religion und wendet sich sodann mit der Bemerkung zu der Gouvernante: „Es sei ganz unverantwortlich, wie sie die Kinder in der Religion vernachläßigt habe." — Die Gouvernante erwidert: „das sei durchaus nicht der Fall, aber der Unterricht werde auf Verlangen der Eltern in deutscher Sprache ertheilt; wenn der Herr Propst nur die Güte haben wolle, die Kinder deutsch zu examiniren, so würde er sich überzeugen, daß dieselben außerordentlich gut Bescheid wüßten." Hierauf wird ihr sowohl vom Propste, wie vom Amtmanne erwidert: daß das eben ungesetzlich sei; die Kinder sollten auf dänisch in der Religion unterrichtet werden. Auf die Bemerkung des Vaters: „Es sei ihnen aber die Gleichberechtigung der Sprachen zugesagt'', erwiderte nunmehr der Amtmann U. v. Holstein in Schleswig: „Die Gleichberechtigung komme hierbei nicht in Betracht, und habe der Berkhahn spätestens bis zum 1. Novbr. c. die Gouvernante bei einer namhaften Geldstrafe aus dem

Hause zu schaffen. Der Hofbesitzer Berkhahn reist darauf sofort zu dem gerade in Glücksburg residirenden Könige und trägt Sr. Majestät die Sache vor. Der König erwidert: „„Eine solche Bedrückung der Schleswiger läge durchaus nicht in seiner Absicht. Was einmal Gesetz sei, müsse gehalten werden, aber das sei über das Gesetz hinaus und lediglich das Werk der Beamten. Er sei aber constitutioneller König und könne selbst Nichts dagegen thun; sie möchten nur dagegen petitioniren und immer wieder petitioniren, zuletzt werde es schon helfen.““ Mit diesem Bescheide, den Berkhahn sofort seinen Freunden in Glücksburg und in seiner Nachbarschaft mittheilte, reist er ab. Einige Wochen nachher erhielt er eine „„Einladung““, zum Amtmanne zu kommen, der mit ihm etwas zu sprechen habe. Berkhahn leistet sofort Folge und wird vom Amtmanne gefragt, ob es wahr sei, daß er beim König gewesen, und was der König gesagt. Berkhahn erzählt ganz offen den Hergang, und der Amtmann nimmt denselben zu Protokoll, verweigert aber eine Abschrift desselben. Wieder einige Wochen später erhält Berkhahn eine gerichtliche Vorladung vor dem Hardesvogt in Schleswig. Von demselben ward ihm eröffnet: „„das fragliche Protokoll sei von dem Minister Sr. Majestät dem Könige vorgelegt worden. Se. Majestät hätten geäußert, daß Allerhöchstdieselben Sich einer solchen Unterredung nicht erinnern könnten. Folglich sei die Antwort des Königs erlogen und werde hiermit gegen Berkhahn die Criminaluntersuchung eingeleitet.““ Berkhahn betheuert unter Erbietung des Eides, daß die Antwort des Königs Wort für Wort wahr sei.

Der Hardesvogt eröffnet ihm darauf: „„daß er sich durch fernere Betheuerung der Wahrheit, gegenüber dem entgegengesetzten Zeugnisse des Königs, noch eines schwereren Verbrechens schuldig mache, daß er aber gelinde davon kommen werde, wenn er widerrufe. Er solle sich die Sache überlegen und zu einem neuem Termine wiederkommen.““ Beim nächsten Termine erklärt Berkhahn wiederum: Sie könnten mit ihm machen, was sie wollten, der König habe es gesagt, und er, Berkhahn, wolle es beschwören, verlange auch die Vernehmung der Zeugen, denen er unmittelbar nach der Audienz die Sache erzählt. Nach Verlauf einiger Zeit wird Berkhahn eröffnet, daß er zu 10 Tagen Gefängniß verurtheilt sei, — eine Strafe, die erst das Appellations-Gericht wieder aufhob, aber natürlich konnte es die Strafe, die Berkhahn in Kosten und Zeitversäumniß und in dem ihm angehefteten Makel einer Criminaluntersuchung bereits erlitten hatte, nicht wieder rückgängig machen. Strafen an Leib und Vermögen, wenn die Schleswiger bei der Stände-Versammlung, Strafen auch, wenn sie bei ihrem Landesherrn petitioniren. Es giebt Thatsachen, deren Sprache so deutlich und gewaltig ist, daß man ihnen durch Hinzufügung einer Betrachtung nur schadet. Ich unterbreche nun die Darstellung in der preußisch-ministeriellen Denkschrift, um über die Tragweite der für das Herzogthum Schleswig unterm 9. Januar 1861 erlassenen Patente zu sprechen. Sie betreffen bekanntlich die Confirmation und den Privatunterricht.

Es zeigt sich schon jetzt zur Genüge, daß mit diesen

sogenannten Concessionen vom 9. Januar, worüber die dänischen Blätter so großes Mißfallen bezeigen, weil man dadurch, ihrer Ansicht nach, zu viel gegeben, durchaus wenig oder gar nichts gewonnen ist. Das Einzige, was damit gewonnen ist, besteht darin, daß die Kinder, um anderweitig confirmirt werden zu können, fernerhin der Erlaubniß des betreffenden Predigers nicht bedürfen, sondern daß eine einfache Anzeige genügt. Dieses Recht kann freilich bei den jetzigen Zuständen in Schleswig in sehr vielen Fällen als eine Wohlthat bezeichnet werden.

Es ist keineswegs zu verkennen, daß sich in der Verfassung für das Herzogthum Schleswig ein großer Fehler eingeschlichen hatte, indem Graf Moltke wahrscheinlich nicht an die Consequenzen gedacht hatte, die daraus zu ziehen sind, wenn es heißt: „Gottesdienstliche Handlungen werden in der Sprache, welche die Betreffenden ausdrücklich verlangen, vorgenommen.“ Als gottesdienstliche Handlung ist nun ohne Zweifel die Confirmation anzusehen. Konnte die Confirmation auf deutsch verlangt werden, so war doch eine deutsche Vorbereitung Seitens des Predigers und als Folge davon vorher in der Schule unumgänglich nothwendig, um jene einigermaßen verantwortlich vollziehen zu können. Dadurch würden aber alle Sprachmaaßregeln illusorisch werden; denn die Bezeichnung in der Verfassung, daß bis zu 4 Stunden wöchentlich die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand gelehrt werden soll, figurirt für viele Lehrer nur auf dem Papier.

Um diesen Fehler oder diese Bestimmung zu umge-

hen, hat man zu anderen Aushülfen seine Zuflucht nehmen müssen, und selbst bei besserer Ueberzeugung und besserem Wissen sagt man: „„die Confirmation ist keine gottesdienstliche, sondern nur eine feierliche kirchliche Handlung.“ “ Wer sich nur zu helfen weiß.

Nun möchte man aber doch fragen: was ist denn, abgesehen von der Bequemlichkeit, alles Dergleichen auf dem Administrativwege ordnen zu können, so recht eigentlich nach beiden Seiten hin damit gewonnen? Für Schleswig gar nichts; denn wenn die Eltern auch gewiß überall nicht anstehen werden, das ausdrückliche Verlangen einer deutschen Einsegnung ihrer Kinder an den Prediger zu stellen, wie dies z. B. an einem Orte geschah, ehe dem Prediger der Inhalt der Patente vom 9. Januar bekannt gewesen sein soll, so bezweckt dies doch nur, daß die Eltern an dieser, aus früherer Zeit in schönster Erinnerung stehenden, jetzt aber schon seit fast einem Decennium gänzlich entbehrten Feierlichkeit theilnehmen und hie und da ein wenig Trost aus dem Gotteshause mitnehmen können, obgleich der theilweise Zweck der Anwesenheit der Eltern und der Confirmirten, sich von dem wirklichen Verständniß des Aktes Seitens der Confirmanden zu überzeugen, dadurch unmöglich erreicht werden kann, weil eben die vorhergegangene, in dänischer Sprache stattfindende Prüfung der Catechumenen den ersteren unverständlich ist. Die Kinder werden aber in allen Fällen so viel dänisch lernen, daß sie das erforderliche „ja“ hervorbringen können, und werden sich hinterher im Allgemeinen freuen, davon befreit zu sein, um es nie mehr, das Dänische nämlich, zu gebrauchen,

obgleich ein Pastor in S.... es seinen Confirmanden auf's Nachdrücklichste vorhält, daß es die größte Verantwortlichkeit und eine große Sünde sei, wenn sie die dänische Sprache vernachlässigten und nicht ferner den dänischen Gottesdienst besuchten. Die in dem angezogenen Patente enthaltene vermeintliche Concession ist aber gar nicht darnach angethan, die Gemüther zu befriedigen. Wenn nicht auch der Unterricht in deutscher Sprache stattfindet, so werden die vielen getäuschten Hoffnungen nur um eine neue bereichert.

Was nun die zweite Concession betrifft, so bedeutet diese in ihren Folgen noch weniger als die erste; denn wenn sie auch dem Lehrstande manche Unannehmlichkeiten wegen der einzelnen Bestimmungen, als z. B. der verschiedenen Sprachen bei den Visitationen &c., wie es voraussichtlich eintreten wird, bereiten werden, weil das bisher befolgte Princip dadurch vielleicht etwas durchlöchert wird, so wird das Volk sehr wenig Nutzen davon haben.

Man hätte wirklich besser gethan, diese Patente gar nicht zu erlassen, weil dadurch constatirt worden ist, was man, auswärts wenigstens, früher nicht für möglich und wahr gehalten hat, wie dies ein englisches Blatt seiner Zeit richtig betont hat.

Mit der beabsichtigten Erleichterung des Privat-Unterrichtes hat es, wie oben schon bemerkt ist, sehr wenig auf sich, und es wird wo möglich noch schlechter werden, als bisher; denn man kann füglich fragen: wie viele Schleswiger können es aus materiellen und anderen Gründen ermöglichen, Jeder einzeln einen Haus-

lehrer halten zu können? Hat man eine zahlreiche Familie, dann erfordert die Erhaltung derselben an und für sich schon viel, und das Nothwendigste, vielleicht gar das Einzigste was der Vater seinen Kindern in die Welt mitgeben kann, eine gute Schulbildung, läßt sich, wie früher, nicht erwerben. In den einzelnen Fällen aber, wo es aus materiellen Gründen ausführbar ist, wird es durch die gestellten Bedingungen unmöglich; denn dem Schul-Inspector und Visitatorium ist am Ende das Uebrige überlassen und jenseits wäscht man sich die Hände in Unschuld. Abgesehen davon, daß ein stärkerer Zwang, hinsichtlich des Erscheinens an den Prüfungstagen anbefohlen ist, was wahrscheinlich auch als Mittel zum Zweck wird dienen müssen, so ist denselben die Beurtheilung des Bildungsgrades der privatunterrichteten Kinder und zwar in dem Grade überlassen, daß, wenn sie über die Ebenbürtigkeit der letztgenannten Kinder hinsichtlich ihrer Fähigkeiten, mit denjenigen in den öffentlichen Schulen, zu Gunsten der Letzteren urtheilen, die durch das Patent ertheilte Erlaubniß ohne Weiteres zurückgezogen wird, um möglicher Weise nie mehr ertheilt zu werden. Und nun erst die ärmere Klasse? Nun, die braucht ja gar nichts zu lernen!

Die seit zehn Jahren in Schleswig in Scene gesetzte unerhörte Knechtschaft der Geister ist aber auch noch auf die Führung der Kirchenbücher, auf die Berichterstattung, auf die Gerichts- und Geschäftssprache und auf eine Reihe von Handlungen und Maaßnahmen ausgedehnt, von denen die preußische Denkschrift mit Recht sagt, daß sie nicht weniger ungesetzlich seien und, wenn

sie der Masse der Bevölkerung auch nicht in gleichem Maße fühlbar würden, doch das Ziel des ganzen Systems klar vor Augen stellen.

„Die Geschäftsführung“ (Führung der Kirchenbücher, Berichterstattung ꝛc.) der fast durchgängig dänischen Geistlichen, heißt es in der Denkschrift wörtlich, ist dänisch in den Gemeinden, wo sie von Alters her deutsch gewesen ist. So werden denn auch die deutschen Ortsnamen ohne Weiteres in das Dänische übersetzt, was zu den mannigfachsten Irrthümern Veranlassung geben muß. Außerdem bemühen sich Geistliche durch Erlaß von Gebühren, Versprechungen jeder Art ꝛc. wenigstens die unteren Volksklassen zu bewegen, daß sie geistliche Handlungen auf dänisch vornehmen lassen. Ist es nun wirklich wahr, daß solchen Versuchungen von Seiten der Dienst- und Brodherren wiederum mit der Drohung begegnet wird, Leute, die sich diesem Verlangen der Geistlichen nicht widersetzen, nicht mehr bei sich zu beschäftigen, so würde die Hauptschuld dieser Benutzungen der heiligsten Handlungen zu politischer Agitation doch auf die Geistlichen zurückfallen, die in dem schmählich gemißbrauchten heiligen Amte eine besondere Veranlassung hätten, das Heiligthum nicht entweihen zu lassen.“

„Gerade die Handlungen, bei denen die Gemeinden ganz vorzugsweise interessirt sind, wie z. B. die Einführung von Geistlichen, die Kirchenvisitationen u. s. w., werden nur in dänischer Sprache an den sogenannten dänischen Sonntagen vorgenommen, mit anderen Worten, die Gemeinden werden von ihnen ausgeschlossen.“

„Was die Gerichts- und Geschäftssprache anbetrifft, so wird zwar auf deutsche Anträge deutsch geantwortet, aber alle Befehle und Verfügungen der Behörden werden immer, und auch an Bewohner, Gastwirthe u. s. w. in Dörfern, wo man weiß, daß kein Wort deutsch gesprochen wird, auf dänisch erlassen, so daß lediglich dänisch als allein berechtigte Verwaltungssprache und jenes deutsche Antworten nur als eine Gunst erscheint. Aus zahllosen Beispielen sei nur eins angeführt, das zugleich zeigt, wie chicanös man in der Durchführung dieser Consequenz verfährt. Der Gutsbesitzer Baron Hobe zu Gelting hatte in seiner Eigenschaft als Distrikts-Deputirter für den ersten Angeler adligen Güter-Distrikt ein Verzeichniß der Wahlberechtigten in deutscher Sprache, selbstverständlich auch unter Gebrauch der deutschen Ortsnamen, eingesandt. Mit einem dänischen Schreiben vom 2. October 1860 wurden — nachdem bereits von jenen Verzeichnissen Gebrauch gemacht worden war — dieselben zurückgeschickt und der ꝛc. Hobe aufgefordert, binnen vierzehn Tagen dieselben in dänischer Sprache abzufassen und einzureichen, resp. die anderen Gutsbesitzer hierzu zu veranlassen. — Angeklagten pflegt einfach die Frage vorgelegt zu werden, „ob sie dänisch verständen“, und sobald diese Frage bejaht wird, führt man die Sache in dänischer Sprache, und allgemein geht die Rede im Volke, daß die Verläugnung des Deutschen das beste Mittel sei, um auch aus einer üblen Sache gut herauszukommen, daß aber das Bestehen auf deutscher Sprache auch die unschuldigste Sache zu einem sehr schweren Verbrechen machen könne.“

„Aber freilich verschwindet fast diese ungesetzliche Praxis, wie sie sich in der Sprachsache in Bezug auf die gemischten Distrikte geltend macht, wenn man die Ausdehnung der Consequenzen der Sprach-Rescripte auf das ganze Herzogthum in's Auge faßt."

„Die Sprach-Verordnungen haben durchaus keine Bestimmung rücksichtlich der allgemeinen Landesbehörden getroffen. Hieraus wäre zu schließen gewesen, daß es für sie bei der früheren officiellen Sprache, wie sie auch der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung Schleswig's entspricht, sein Bewenden gehabt hätte. Ein erweiterter Gebrauch der dänischen Sprache würde nur in so weit gerechtfertigt gewesen sein, als er sich aus dem Correspondenz-Verhältnisse des Ministeriums mit den Distrikten ergeben hätte, in welche dänische Officialsprache ausdrücklich eingeführt, oder aus denen, bei der eingetretenen Gleichberechtigung beider Sprachen, Anträge in dänischer Sprache erfolgt wären."

„Wie verhält sich nun die Praxis zu diesem Satze? Ganz einfach wie der Mord Kain's zum Gebote der christlichen Bruderliebe. Die Geschäftssprache des Ministeriums für Schleswig, auf welches die sämmtlichen Geschäfte der früheren schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei in Kopenhagen u. s. w. übergegangen sind, ist die dänische, und nur ausnahmsweise in der Correspondenz mit Behörden des rein deutschen Distrikts deutsch. Alle Vorträge werden dänisch abgefaßt und gehalten, auch mit dem Cabinet Sr. Majestät nur dänisch correspondirt, und den Beamten des Ministeriums ist es seit Jahren verboten, unter sich anders als dänisch zu sprechen.

Bei allgemeinen Verfügungen wird der deutsche Text nunmehr als Uebersetzung bezeichnet."

„Selbstverständlich folgen die für das Herzogthum gemeinsamen Behörden, die in Flensburg ihren Sitz haben, diesem Beispiele, mit rühmlicher Ausnahme des Zoll-Directors, der die Sprach-Rescripte gewissenhafter respectiren und in Folge ihm von dem, der eiderdänischen Partei nicht angehörigen General-Zolldirector Grafen Sponneck in Kopenhagen ertheilten Befehle auch die von ihm ressortirenden Beamten von der Politik zurückhalten soll. Aber die Haupt-Geschäftssprache des Appellations-Gerichts, der General-Superintendentur und des Medicinal-Directors ist die Dänische. Das Forstwesen Schleswig's ist bekanntlich überhaupt jeder Selbstständigkeit beraubt und aus dem Herzogthum ein „vierter südjütländischer Forstdistrikt" gemacht worden, in dem selbstverständlich dänisch die allgemeine Geschäftssprache ist. Ebenso ist in jüngster Zeit eine dänische Central-Baubehörde für das ganze Herzogthum bestellt worden."

Achtes Kapitel.

Ein dänisches Lesebuch für deutsche Volksschulen und höhere Schulen in Schleswig.

Urtheil der preußisch-ministeriellen Denkschrift über das Lesebuch. Weigerung des Propstes Thieß, das „unsittliche und unchristliche" Buch in die Schulen einzuführen. Proben aus dem Buche. Der Tisch. Der Tisch und die Kommode. Die Mannsperson und der Kobold. Der Leiter. Die Mutter liegt im Keller. Die Erklärung des Brandes von Moskau durch den Mangel an Spritzen. Dänische Götterlehre und dänische Geschichte. Dänische Geographie. Die Erklärung eines Rindes und eines Kalbes. Die Kunsttriebe an den Insekten. Die Ameisen. Stockholm. Das Spielen der Menschen mit Feuerwerken. Das Schwanennest Dänemark.

Im Jahre 1858 wurde von der dänischen Regierung unter dem Titel: „Deutsches Lesebuch für die Volksschulen und die unteren Klassen der höheren Schulen des dänischen Staats, mit Unterstützung des hohen Königlichen Ministeriums für das Herzogthum Schleswig, herausgegeben von Chr. L. Lorenzen, Adjunkten an der Königlichen Domschule in Schleswig," in den Volksschulen und Gymnasien der rein deutschen Distrikte im Herzog-

thum Schleswig ein Buch eingeführt, dessen Inhalt am schlagendsten die Stufe geistiger Bildung charakterisirt, auf der die Lehrer stehen, welche von Kopenhagen jährlich in ein deutsches Land geschickt werden, um die deutsche Jugend zu dänisiren. Der Verfasser dieses Buches ist, wie der Titel ergiebt, Lehrer an dem ersten Gymnasium in Schleswig. Zieht man, wozu man consequenter Weise doch das Recht hat, eine Parallele zwischen seiner geistigen Bildung und der Bildung dänischer Lehrer an Volksschulen, so muß man dem dänischen Rector Paludan in Odensee Recht geben, wenn er sagte: „Natürlich ist es nur unser Ausschuß, der die schleswig'schen Lehrerstellen sucht und erhält; gute Lehrkräfte können wir selbst verwenden."

Ich will mich selbst alles Urtheils über das Buch enthalten und darüber die preußisch-ministerielle Denkschrift sprechen lassen, welche die preußische Regierung kürzlich an das englische und französische Cabinet und an mehrere deutsche Höfe gesandt hat. In derselben heißt es:

„Wer einen prüfenden Blick in dieses Buch wirft, wird sich bald die Ueberzeugung verschaffen können, daß Kinder aus ihm nicht deutsch lernen, sondern nur verlernen können. Grobe Verstöße gegen Grammatik, Satzlehre, Sprachgebrauch auf jeder Seite, welche der Verfasser überhaupt selbstständig bearbeitet, und nicht aus anderen Büchern abgeschrieben hat. Und doch ist das Buch nicht etwa für die Schulen des Königreichs Dänemark, sondern für das Herzogthum Schleswig — das freilich im Texte des Buches als zum eigentlichen Dänemark gehörig, d. h. als dänische Provinz, betrachtet

wird — und zwar nicht allein für die dänischen, sondern auch für die gemischten und den rein deutschen Distrikt, dessen Bewohner ausschließlich deutsch sprechen, bestimmt, und seine Einführung in die Volksschulen durch Ministerialverfügung angeordnet werden. Faßt man diese Bestimmung und Verordnung in's Auge, so wird es gerade mit Rücksicht auf den Inhalt sehr begreiflich, daß der politisch dänische und loyale Propst Thieß in Kappeln lieber seinen Abschied nehmen, als die Einführung dieses Buches in die Schulen der deutschen Propstei Gottorf zulassen zu wollen erklärte, weil es durch und durch eben so unchristlich, unsittlich, wie undeutsch sei. Daß in diesem deutschen Lesebuch bei Vorführung der großen Männer aus den verschiedenen Nationen und Zeiten, mit Ausnahme einiger, „Luther in Worms" gewidmeten Zeilen, überhaupt von keinem deutschen Manne, nicht einmal von Friedrich dem Großen, die Rede ist und die Existenz Deutschlands überhaupt so gut, wie gar nicht erwähnt wird, mag noch entschuldigt werden; aber man lese z. B. den Artikel „Napoleon", und man wird keinen Augenblick mehr über die eigentliche Bedeutung des Buches in Zweifel sein können. Dazu nun die Verwirrung des Gemüthes und des Urtheils der Jugend in sehr geeigneter Uebertreibung, die bis zu den handgreiflichsten Lügen geht, die Bezeichnung der Vereinigung der nordischen Reiche als den Höhepunkt für Dänemark, die ganz absichtliche Zurückdrängung jedes religiösen und christlichen Elements und die Bevorzugung der dänischen Mythen- und Sagenwelt. Ein solches Buch aber wird auf Kosten eines Landes gedruckt, dessen

Bewohner, wie eine ministerielle Denkschrift selbst sagt, überwiegend deutsch sind, und sein Verfasser ist von der dänischen Regierung als Lehrer an der einzigen, noch übrigen deutschen Gelehrtenschule angestellt! —

So weit das ministerielle Aktenstück. Ich glaube, ich kann mich bei einer solchen Beurtheilung jedes eigenen Urtheils enthalten; und es bleibt mir nur noch übrig, zu einer solchen Beurtheilung aus dem famosen Buche die Belegstellen zu liefern.

Im Vorworte sagt der Verfasser mit einer nur bei einem Dänen möglichen Arroganz: „Gegenwärtiges Lesebuch will zunächst dem dringenden Bedürfniß eines zweckmäßigen, deutschen Lesebuchs für die unteren Klassen unserer Domschule abhelfen; es thut sich aber auch als ein Lesebuch für die Volksschulen des Vaterlandes kund, (nämlich so!) und ist der Verfasser völlig davon überzeugt, daß es ein solches auch sei und vielleicht in einem noch höherem Grade hier als dort Noth thut.“ Es heißt dort:

Seite 1: Ein Schaf trägt Wolle. Ein grünes Feld mir sehr gefällt. (Prosa.)

Seite 4: Die Comode ist höher als der Tisch, obgleich die Füße des Tisches länger sind, als die der Comode; daß kommt daher, weil der Tisch gewöhnlich nur ein Schiebfach hat, während die Comode im Allgemeinen deren drei hat. (Logik in der Satzverbindung.)

Seite 5: Die Mannsperson erkrankte unterwegs. Das Männchen war ein Kobold.

Seite 6: Der Dienstag wird von vielen Menschen als besonders glücklich gehalten (?) Der Donnerstag war in alten Zeiten einem heidnischen Gott geheiligt.

Seite 7: Der Leiter führte den blinden Mann überall herum.

Seite 9: In der Küche kocht die Mutter das Essen. Sie liegt mitunter neben der Wohnstube; doch hat man sie auch im Keller. (Die Mutter oder die Küche?)

Seite 10: Das Schaaf ist ein Säugethier; es lebt in der Nähe des Menschen; darum pflegt der Mensch seiner, wenn es krank ist, und führt es auf die grüne Weiden.

Seite 13: Der Tisch ist hölzern, lang, schmal und schwarz.

Seite 21: Einige sind kurzsichtig, die, um besser sehen zu können, eine Brille tragen; ja Einige können gar nicht sehen, d. h. sie sind blind — die Unglücklichen!

Seite 101: Art. 51. Ueberschrift: „Napoleon!"
Doch hier (in Moskau nämlich) wird ihm das Glück zum ersten Mal untreu, denn plötzlich fing hie und da **ein** Haus an zu brennen; der Wind verbreitete die Flamme; es fehlte an Spritzen, der größte Theil von Moskau stand in Flammen.

(Ist der Brand von Moskau wohl jemals naiver dargestellt worden?)

Seite 15: 1. Artikel. Ueberschrift „Die Dänen der Vorzeit." Unsere Vorfahren waren Heiden. Der kriegerische Geist, der sie beseelte, zeichnete die Dänen, sowie die Bewohner Nordens im Allgemeinen, vor den meisten andern Völkern der Erde aus."

„Nun folgen 50 Seiten hindurch Erzählungen von dänischen Göttern, Helden und Königen. Auf jedem Blatte wird natürlich das Dänenthum und Dänemark so maßlos verherrlicht, wie es sich in den Köpfen der eitlen und verrückten Partei in Kopenhagen, welche das Land regiert, wiederspiegelt. An irgend eine Darstellung aus dem christlichen Alterthum hat der Verfasser natürlich nicht gedacht. An diese Darstellung aus der dänischen Götterlehre und Geschichte schließen sich „geographische Beschreibungen des Vaterlandes Dänemark" an.

Schleswig wird darin Südjütland genannt. Holstein und Lauenburg passiren als bereits vollkommen incorporirt. Auf jeder Seite finden sich maßlose Verstöße gegen Grammatik und Logik. Ebenso maßlos ist natürlich die Verherrlichung des Dänenthums. Die Darstellung schließt mit den Versen:

Dänemark, herrliches Land, wo gäb' es Dein Gleiches auf Erden!
Schöner fänd'st Du's vielleicht, glücklicher schwerlich — —
Freiheit, fehlet sie Dir? Nicht Herren kennst Du, nicht Knechte;
Rang und Titel nicht stört der Edlen traute Verbindung.
Freudig blickst Du zurück mit Stolz auf des Landes Geschichte,
Denn kein Fremder bezwang jemals Dein tapferes Volk."

Es folgen nun Mittheilungen aus der Naturgeschichte. Gleich einer der ersten Artikel übertrifft alle früheren an gedankenloser Dummheit.

Seite 243. heißt es wörtlich:

„Das Rind tritt sehr dumm auf die Welt, worauf denn auch schon das große Obermaul und der beinahe gänzliche Mangel des Kinns hindeutet. Kein neugebornes Pferd steht so gedankenlos da und weiß so wenig mit sich selbst anzufangen, wie das Kalb; nur das junge Lamm macht ihm den Rang streitig, obgleich das Lämmlein unter hundert und mehr Mutterstimmen doch die Stimme seiner Mutter kennt. Läßt man aber das Kalb leben, so wird allmälig etwas Ordentliches aus ihm. Seine Stellung wird immer anständiger, seine Bewegungen minder dumm, und es lernt seine Glieder besser benutzen. Es wird zur Kuh und zum Stier. Erwachsene Rinder heben den Kopf höher und stehen nicht mehr so geschmacklos, kälbermäßig. Die Kuh ist aber nun das vervollkommnete Kalb; man kann sie Einiges lehren, aber nicht viel; man kann sie an den Pflug spannen u. s. w. Dies zeigt sowohl Willigkeit als Verstand. Nur selten gehen sie mit Pflug und Wagen durch; es sollte denn sehr heiß sein."

Seite 244: Man rechnet von jedem Schaafe, das gute Milch giebt, täglich eine halbe Kanne oder ein Viertel Pfund Käse; dabei leiden aber sowohl die Schaafe, wie die Lämmer; denn erstere werden leicht mager, letztere verlieren an Wachsthum.

Seite 251: Als Hausmiethe wirft der Storch jedes andere Jahr ein Junges, jedes andere ein Ei herab. (Vollkommener Unsinn!)

Seite 255: Der Sage nach sind die ersten Austern und Austerbänke durch Knud den Großen von England nach Dänemark geführt worden. Das dies aber sich so verhält, ist nicht zu beweisen; denn die Bänke können auch von Natur entstanden sein. Dreijährige Austern werden für frisch- und eßlos gehalten.

Seite 256: Die Natter wird hauptsächlich nur in der Landesmitte (?) gefunden.

Seite 258: Die Insekten sind in vielen Eigenschaften gar merkwürdige Thiere, an denen sich wundervolle Kunsttriebe finden.

Seite 260: (Es ist von den Bienen die Rede.) Groß ist unsere Verwunderung, wenn man sie in ihren Staaten beobachtet, ihre Walen, ihre Arbeiten, wenn sie ausruhen, Ketten bilden, indem die eine sich mit dem Vorderfuße an dem Hintertheil der anderen hält, wobei man kaum begreifen kann, wie die obere im Stande ist, die vielen unter ihr hengenden zu tragen, ohne loszulassen. (Welche Satzverbindung!)

Seite 261: (Es ist von den Ameisen die Rede.) Ihre Spur wird von den übrigen gleich erkannt und befolgt.

Seite 263: Der gewöhnlichste Waldbaum ist die Buche, die etwa 416 alten Hochwälder beträgt; demnächst die Eiche, Birke, Ulme, Espe, Esche; der Ahorn und die Linde, (diese besonders in Lauenburg und selten als Waldbaum) kommen häufiger im

südlichen Theile des Landes vor. Aeste und Zweige greifen scharflinicht aus.

Seite 272: Ein Sandsteinbruch und eine Feldsteinhauerei. (?)

Seite 275: Das Quecksilber ist ein Wetterprophet, wenn es nämlich in die lange, dünne gläserne Röhre eingesperrt wird, welche man Wetterglas nennt. Ist die Luft rein und das Wetter gut, so steigt es in der Röhre, ist sie aber trübe oder wird bald ein Gewitter oder ein Sturm losbrechen, so sinkt es. Es ist also ein treuer Diener in der Hand des verständigen Menschen. (Kann es eine trivialere Erklärung des Barometers geben?)

Seite 285: Artikel mit der Ueberschrift: „Ausbruch des Vesuv." Dieser Erdstoß und noch ein anderer Stoß, der drei Tage später erfolgte, war die Ankündigung eines gar schauerlich schönen, aber furchtbaren Naturschauspiels, von dem die Klügsten nicht wußten, was für ein Ende es nehmen würde.

(Nach der Schilderung des Ausbruchs:)

O, wie klein und kindisch ist dagegen das Spiel der Menschen mit Feuerwerken!

Endlich hörte das Toben des Berges auf, und eine friedliche Ruhe kehrte nach Krieg und Schrecken zurück, womit er die Anwesenden geängstigt hatte.

Seite 285: Artikel mit der Ueberschrift: „Stockholm!" Stockholm liegt an beiden Ufern das in eine Bucht der Ostsee ausfließenden Seitensee's, und auf mehrere liegende Inseln oder Holmen.

Die eigentliche Stadt Staden liegt im Mittelpunkte der Grenzen und ist der kleinste, aber auch der älteste Stadttheil, hier sind die Straßen am engsten, die Häuser am höchsten, und ist der unfreundlichste und schmutzigste Theil. (Welche Satzverbindung!)

Seite 298: Artikel mit der Ueberschrift: „Unsere Kriegsmacht."

Das dänische Landheer ist ein Mittelding zwischen einem stehenden Heere und einem Milizheere, d. h. es besteht aus einem festen Personale, Befehlshaber und einer jährlich wechselnden Mannschaft.

Auf Seite 300 ist „Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen" abgedruckt, ohne des Verfassers mit einem Worte zu gedenken.

Seite 296: Artikel mit der Ueberschrift „Das Schwanennest". „Zwischen und dem Nordmeere liegt ein altes Schwanennest, dessen Name Dänemark ist, in demselben sind nnd werden Schwäne geboren, deren Stämme niemals sterben werden. Im Alterthume flog von hier aus ein Schwanenstrich hin über die Alpen, südwärts in den jüngeren Ebenen des Mailandes, wo es herrlich zu wohnen ist. Der Schwanenstrich heißt die Longabarden. Eine andere Schaar, mit glänzenden Federn und treuen Augen, schwang sich hin nach Byzanz, setzte sich um den Thron des Kaisers, und breitete d'a ihre großen weißen Flügel aus, als Schild, um ihn zu beschirmen; sie erhält den Namen Väringer. Es ertönte von Frankreich's Küsten ein Schrei der Angst über

die blutigen Schwäne, welche mit Feuer unter den Flügeln von Norden kamen, und das Volk betete: „Befreie uns, Gott! von den wilden Normanen.“ Auf England's wiesenfrischen Küsten, an dem offenen Strand, stand der dänische Schwan, mit dreifacher Königskrone auf dem Haupte; seinen Scepter streckte er weit über das Land. Auf Pommern's Küsten beugten die Heiden ihre Knie, als der dänische Schwan mit der Fahne des Kreuzes und mit gezücktem Schwerte kam. „Das war in alten Tagen!“ sagst Du. Auch in unserer Zeit sah man mächtige Schwäne vom Neste ausfliegen.

(Es ist nur von dem Schwane Tycho Brahe die Rede. Dann läßt der geistreiche Verfasser wiederum die Worte wiederholen. „Ja damals!“ sagst Du, „aber jetzt in unseren Tagen?“ dann fährt er fort:

„Da sahen wir Schwan an Schwane im herrlichen Fluge! Einer ließ seine Flügel über die Saiten der goldenen Harfe hingleiten, und es tönte durch den Norden. Und die Menschen ringsum in den Ländern erhoben ihr Haupt, um diese mächtigen Gestalten zu sehen.“

In diesem Ton geht es fort, ohne daß der Verfasser im Stande ist, noch weitere Schwäne namentlich anzuführen, welche aus dem alten Schwanennest Dänemark zum Erstaunen aller Erdbewohner auffliegen. Nichtsdestoweniger schließt der Artikel mit folgenden pomphaften Redensarten:

„Unser Herrgott hat das alte Schwanennest zwischen der Ostsee und dem Nordmeer lieb. Laß sie nur kommen

durch die Lüfte, die mächtigen Vögel! um es zu zerreißen. „Es soll nicht geschehen."

Selbst die dunenlosen Jungen stellen sich in den Kreis am Rande des Nestes, das haben wir gesehen; sie lassen sich hauen in die junge Brust, daß ihr Blut fließt; sie hauen mit dem Schnabel und mit der Klaue.

Jahrhunderte werden noch hingehen — Schwäne aus dem Neste fliegen, gesehen und gehört rings in der Welt — ehe die Zeit kommt, bis da im Geist und in der Wahrheit wird gesagt werden können: das ist der letzte Schwan, der letzte Gesang aus dem Schwanenneste."

Man weiß in der That nicht, was man zu einer solchen Dithyrambe dünkelhafter und maßloser nationaler Eitelkeit sagen soll. Der Artikel repräsentirt übrigens die Anschauungen der eiderdänischen nationalen Partei, welche in Kopenhagen regiert, vollkommen.

Neuntes Kapitel.

Ein dänischer Lehrer an einer deutschen Gelehrtenschule in Schleswig.

Moritz Busch, über die dänischen Schullehrer in Schleswig. „Der Tappere Landsoldat." „Der Seesoldat." Der Subrector in der Secunda eines deutschen Gymnasiums in Schleswig. Niß-Puck. Eine Stunde in der Religion. Erklärung des Gottes „Kridar". Eine Unterrichtsstunde in der Geschichte. Die sprachlichen Kenntnisse des Subrectors. Bohr's Lehrbuch in der Geschichte, und der Commentar des Subrectors. Skizze einer Lehrstunde in der „nordischen Götterlehre".

Moritz Busch sagt in seinem classischen Werke über Schleswig-Holstein: „In ähnlicher radicaler Weise räumte man die Steine des Anstoßes in anderen Kirchspielen weg. Wo ein Lehrer nicht ganz zuverlässig dänisch gesinnt war, wurde er ausgemärzt. Und was setzte man an ihre Stelle? Habe ich vorhin bemerkt, daß an Candidaten des Predigtamtes in Dänemark Ueberfluß ist, so gilt von denen des Schulamtes das Gegentheil. Man hatte, als man die Posten der früheren Lehrer in Angeln mit Nationaldänen oder Nordschleswigern besetzte, nicht einmal die Wahl zwischen guten und schlechten Sub-

jecten. Da es jedoch in der Hauptsache auf Verbreitung der dänischen Sprache abgesehen war, so schien es auf mehr oder weniger Kenntniß und sonstige Tauglichkeit nicht anzukommen. So gelangten Menschen in's Amt, die früher Matrosen gewesen waren, und so lehren jetzt Leute hier zu Lande, die selbst noch in den wichtigsten Fächern des Unterrichtes der Schule bedürfen. Statt der guten alten Zeit, auf der die Bildung der Schleswiger und namentlich die ungewöhnliche Bildung der Angler beruht, ist die lächerliche und böse alte Zeit gewissenloser Schulmeister wieder eingezogen." Nachdem er sodann eine Reihe lächerlicher und scandalöser Anekdoten von dänischen Schulmeistern in Angeln erzählt, unter anderen eines Schulmeisters Erwähnung gethan hat, der den Kindern die Gesangbuchslieder nach der Melodie des „tappern Landsoldaten" einübte,*) fährt er folgender=

---

*) Ich kann diese Gelegenheit der Erwähnung des „tappern Landsoldaten" nicht vorübergehen lassen, ohne eine deutsche Uebertragung dieses dänischen Nationalliedes zu geben.

Der Text ist in wortgetreuer, prosaischer Uebersetzung folgender:

1.

„Damals als ich fortging, wollte mein Mädchen mit. Das kannst Du nicht, mein Schatz, ich gehe in den Krieg. Und wenn ich nicht falle, komme ich sicher wieder zurück. Ja, wäre keine Gefahr, so bliebe ich hier bei Dir. Aber alle Dänemark's Mädchen die verlassen sich nun auf mich. Und deshalb will ich mich schlagen als tapferer Landsoldat. Hurrah! Hurrah! Hurrah!

2.

Mein Vater und meine Mutter, die sagten diese Worte: Wenn die, auf die wir uns verlassen, in den Krieg ziehen müssen; wer soll dann die Felder pflügen, und wer soll dann das Gras

maßen fort: „Abgesehen von jenen Allotriis, jenen Caricaturen der Heiligen, jenen Faustschlägen, die der Moralität in's Gesicht versetzt werden, ist vor Allem die Verdummung zu beklagen, die wie mir ein Kenner Dänemark's sagte, freilich nothwendig erscheint, wenn man auf der Conformität Schleswig's als Südjütland mit Nordjütland hinarbeitet."

„Die Wohlhabenden entgehen dem Uebel dadurch,

---

mähen? Ja, darum ist es gerade, daß wir alle fortmüssen; denn sonst kommen die Deutschen und helfen uns dabei. Und deshalb will ich mich schlagen u. s. w.

3.

Wenn die Deutschen herkommen, dann beklage ich einen Jeden. Zu Peter und zu Paul sagt er: „Du bist faul!" Und schilt man ihn auf Dänisch aus, so sagt er: „Halt 's Maul!" Den Menschen, welche alle Sprachen sprechen, ist das ganz Wurst, aber beim Teufel nicht für Den, der nur eine kann. Und deshalb will ich mich schlagen u. s. w.

4.

Vom Danebrog ich weiß, er fiel vom Himmel nieder. Er weht in unsern Häfen und in der Umarmung des Soldaten. Und keine andere daher hat wie diese ihren eigenen Namen. Und diese hat der Deutsche gehöhnt und mit Füßen getreten. Nein, dazu ist unsere Fahne zu alt und zu gut. Und deshalb will ich mich schlagen u. s. w.

5.

Wir bieten dem Feinde Trotz; denn der König ist mit uns. Er steht da mit gezogenem Schwerte, er spricht nicht, aber er schlägt. So dänisch wie er, war noch kein König seit vielen Jahren. Sie lassen die Leute glauben, als wäre er nicht mehr frei, und selbst wollen sie ihn haben in die deutsche Sklaverei. Und deshalb will ich mich schlagen u. s. w.

daß sie sich von ihren Kindern trennen, um sie über die Grenze der sogenannten gemischten Distrikte zur Erziehung zu schicken. Die weniger bemittelten Patrioten müssen dulden, was vorläufig nicht zu ändern ist. Aber es ist herzzerreißend, wenn man sich erinnert, wie bei der letzten Confirmation, welche allenthalben gegen den Willen der Eltern auf Dänisch vollzogen wurde, ganze Gemeinden weinend vor den Kirchthüren standen, um ihre Kinder zu

---

6.

Für 's Mädel und für 's Land wir kämpfen alle zusammen. Und wehe dem elenden Wicht, der nicht seine Sprache liebt, und der nicht opfern will sein Leben und Blut für den alten Danebrog. Aber komme ich nicht zu Hause zu meinem alten Vater und Mutter, dann wird König Friedrich sie trösten mit den herzlichen Worten: „Seinen Schwur hat er gehalten, der tapfere Landsoldat.“ Hurrah u. s. w.“

Was soll man zu einem so geistesarmen Nationalliede sagen? Daß es volksthümlich hat werden können, ist wirklich unglaublich. Der Poet, dessen armseliges Gehirn es geboren hat, erhielt als Belohnung das Danebrogskreuz. Pastor Carstesen zu Düppel hat es in das Gesangbuch aufgenommen, welches in Nordschleswig in den Schulen und in den Kirchen eingeführt ist.

Als Gegenstück zu diesem famosen Geistesprodukte will ich einen Vers aus dem Liede vom „tappern Seesoldaten“ mittheilen. Der Leser wird an diesem einzigen Verse wohl genug haben.

1.

Wenn wir liegen da draußen vor Schleswig, Kameraden; dann machen wir Partie mit den tapfern Landsoldaten. Ob auch das deutsche Pack nach unsern Inseln schnüffelt, bekommt es frei Taback, Schnupftaback mit Schrot nnd Kartätschen. Hilft auch das nicht, und will es doch schnüffeln; dann zeigt Bille sich (Steen-Bille ist der jetzige dänische Marineminister), und dann reißen sie aus. Hnrrah! Hurrah! Hurrah!

erwarten, und so oft ich der unglücklichen Mütter gedenke, welchen ich Trost einsprechen mußte über den geistigen Kindermord, denen ihre Kleinen in diesen Schulen ausgesetzt sind, so oft klingt mir die alte Klage durch die Seele: „„Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen; denn es war aus mit ihnen.““

Ich habe absichtlich auch hier wieder die Worte eines Schriftstellers citirt, der in seiner politischen Gesinnung der gemäßigt constitutionellen Partei in Deutschland angehört. Seine Ausdrucksweise ist wenigstens ebenso stark, wenn nicht stärker, wie die meinige in den ersten vier Kapiteln meines Buches, in denen ich von den Schulmeistern und dem Schulunterricht in Angeln gesprochen habe. Ich werde nun zu dieser traurigen Schilderung des moralischen und geistigen Bildungsgrades dänischer Schullehrer in Schleswig einen gewiß schlagenden Beweis liefern, indem ich einen Lehrer in seiner Unterrichtsstunde skizzire. Derselbe ist nicht Schulmeister in einer Bauern-Schule auf dem Lande, o, nein, er ist Lehrer an einer Gelehrtenschule in Schleswig, wohlbestallter Subrector in der Secunda eines Gymnasiums. Möge der Leser von dem Gymnasiallehrer die Parallele zu den Bildungsgrad der Schulmeister in den Volksschulen selbst ziehen. Der gelehrte dänische Candidat der Theologie, der mir bei einem Genrebild als Vorwurf gedient hat, wird sich leicht selbst erkennen. Auch seine Schüler werden sämmtlich wissen, wen ich meine.

Herr H. L., dem der Schülerwitz den Beinamen

„Niß-Puck"*) gegeben hat, weil er diesem Hausgeist oder Kobold ähnlich sieht, ist ein Männchen von 5 Fuß Höhe mit unverhältnißmäßig langen Armen, dürren Beinen und normalen Händen und Füßen, ich meine normal für eine 6 Fuß hohe Figur. In dem faltigen, langgezogenen Gesichte findet sich auch kein einziger Zug, der auf Geist schließen ließe; die Augen sind klein und matt, die Nase ist dick und ohne jede Schönheitslinie; die Lippen sind dünn und scharf zusammengekniffen. Der Inhaber dieser körperlichen Reize sucht dieselben noch dadurch zu erhöhen, daß er im Ausdruck und im Benehmen alle jene Würde und Gravität zu documentiren sucht, welche, wie er glaubt, einem Candidaten der Theologie und einem wohlbestallten Subrector eines Königlichen Gymnasii von selbst und als solchem zukommt. Man denke aber nicht, weil ich unserm „Niß-Puck" den Titel eines Candidaten der Theologie beilege, daß derselbe vielleicht eine Anwartschaft auf eine Pfarre erstrebt: nein, da thut man ihm zu viel Ehre an. Als „altes solides Haus" hat „Niß-Puck" schon vor Jahren den Gedanken aufgegeben, „in Probe-Predigten" zu machen. Er zieht es vor, die christlich-scandinavischen Ideen der dänischen Volkskirche vor den staunenden Secundanern und Primanern in seinem Unterrichte in der Geschichte zu entwickeln. Schade nur, daß das mangelhafte Fassungsvermögen dieser deutschen Querköpfe es unmöglich macht, den Erläuterungen des verehrten Lehrers in das Gebiet des höheren Blödsinnes zu folgen,

*) „Niß Puck" heißt der Hauskobold in den Bauerhöfen in Angeln.

wie es jedenfalls unter anderen folgende, wörtlich wiedergegebene Stelle doch eigentlich verlangt:

„Der Friede zeigt sich in der christlichen Religion im sittlichen Jesuwandel; da sind wir alle Brüder und Schwestern in Christo; — die Muhamedaner haben keinen Frieden; denn bei ihnen stehen die beiden Personen nur zur Fortpflanzung da!"

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, einer Erklärung des Wesens der nordischen Gottheit Kridar zu gedenken, mit der unser Subrector ein anderes Mal debütirte. Diese geistvolle Erläuterung des Wesens des nordischen Gottes lautete folgendermaßen:

„Wenn der Wanderer in den Wald tritt und die Bäume ansieht, dann ergreift ihn eine Ehrfurcht, das ist „Kridar". „Diese Kraft — dieses ist nämlich von einem sehr scharfsinnigen Manne, Pitersen, aufgestellt."

Ich will und kann nun nicht behaupten, daß unser Subrector sich nicht zuweilen von dem Blödsinne seiner eigenen Expectorationen selbst überzeugt; leider geschieht dies eben nur in den Augenblicken momentaner Clairvoyance, die, kaum entstanden, sofort wieder verschwinden, wie folgendes Beispiel aus einer anderen Lehrstunde zeigt:

Beim Unterricht in der Geschichte fragt Hr. L. den Secundaner T.:

„Warum wurde das dänische Königsgesetz denn nicht verlesen?"

(T. schweigt.)

Hr. L. „Na, weil ja sonst die Stände sehr erstaunt geworden wären!!"

(T. wiederholt, während Hr. L. wieder nach dem Katheder zurückgeht:)

„Na, weil die Stände ja sonst sehr erstaunt geworden wären."

Hr. L. sich umwendend: „Was sagst Du da für Unsinn, T.?"

T.: „Ich sagte nichts weiter, aber Sie sagten ja, dann wären die Stände sehr erstaunt gewesen."

Hr. L.: „Na, das ist sehr richtig!"

Daß der Herr Subrector mit seinen Collegen an der Schule die souveraine Verachtung der deutschen Sprachformen theilt, kann nicht auffallen, daß er aber auch andere Sprachen in derselben leichten Weise behandelt, muß von einem Manne, der in Kopenhagen im philologisch-philosophischen Examen den Charakter „laudabilis" erhalten hat, doch etwas komisch erscheinen. Man wird jedenfalls zugeben müssen, daß es schwer hält, das Lachen zu unterlassen, wenn ein Lehrer in der Geschichte z. B. die Wörter: „Ladỷ, Glocester, Slugs, Bastille" u. s. w., so ausspricht, wie sie geschrieben werden, oder, wenn er die Stadt Kiew „Käff" und ein Portrait „Porträtt" nennt.

Für unsere Charakteristik des Subrectors diene noch, daß er nie freundlicher lächelt, als wenn ein Schüler „Seins nicht gelesen" (ich citire einen Lieblingsausdruck des Hr. L.); denn in diesem Falle hat er ja Gelegenheit, eine tadelnde Notiz in das Klassenjournal zu schreiben; daß er aber auch umgekehrt nie verdrießlicher aussieht, als wenn ein Schüler sein Pensum so schnell vorträgt,

daß er selbst die Worte nicht wiederholen kann. Das Wiederholen der Worte ist ihm nämlich zur zweiten Natur geworden.

Als Lehrbuch in der Geschichte wird auf diesem Gymnasium ein selbstverständlich aus dem Dänischen übersetztes Buch von Bohr benutzt, welches in sachlicher und sprachlicher Hinsicht so mangelhaft ist, daß selbst unser Subrector nicht mit demselben zufrieden ist und diese Mängel auf jeder Seite durch Ergänzungen und Berichtigungen zu verbessern sucht, die er sich vorher aus Becker's Weltgeschichte oder aus irgend einer Kirchengeschichte wörtlich abgeschrieben hat und den Schülern dann dictirt. Diese Neigung „Noten zu geben" ist im Laufe der Zeit bei ihm zur förmlichen Manie geworden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er nur, um diesem krankhaften Verlangen noch fernerhin nachhängen zu können, kein besseres Lehrbuch, als das erwähnte von Bohr, welches er seit zehn Jahren durchgearbeitet hat, in der Schule einzuführen sucht; oder es müßte denn sein, daß überhaupt kein besseres Geschichtswerk in dänischer Sprache erschienen wäre. Wie weit übrigens Hr. L. von dieser Manie zuweilen fortgerissen wird, zeigt unter Anderem die folgende, von ihm dictirte Notiz: „Auf der Insel Lyo (auf welcher König Waldemar von Heinrich von Schwerin gefangen genommen wurde) giebt es sehr viele Hasen. Merken wir uns das!"

Um die Lehrmethode des geistvollen Lehrers in der Geschichte und Religion noch mehr zu veranschaulichen, gebe ich in Folgendem die Skizze einer Lehrstunde, wie

sie von einem Schüler während derselben niedergeschrieben wurde. Das Thema war „Nordische Götterlehre".

„Hören wir nun wohl nach; das ist sehr wichtig zu wissen. Wollte N. mir nun z. B. erzählen, wie das Götterleben aussah. Nun wollen wir zuerst den Ursprung, dann die Entwickelung und dann als drittes Moment den Untergang sehen. Na, (Lieblingsausdruck für „nun"; das a lautet wie oa zusammengezogen), merken wir uns das!"

(Zu einem Andern sich wendend:) „Nun sitzest Du da und zerstörst (störest) mir die Andern, Du stehst nun dahin!"

„Na, warte nur ein wenig; nun könnte B. z. B. weitergehen. Na, wollte B. mir nun sagen, wie können wir die Ringtursen wohl übersetzen? Reifriesen; ganz gewiß, akkurat so, na, richtig! Nu werden wir sehen, was die Götter mit dem Riesen thun. Sie erschlugen ihn, und bei dieser Gelegenheit floß so viel Blut aus, daß daraus Bergjelmer entstand, Bergjelmer; merken wir uns diesen Mann!"

(Zu einem Schüler sich wendend:) „Na, da sitzt er nun da, und kann sich nicht halten (vor Lachen über den Vortrag Hrn. L.'s), komm nun, so sitz' nun ruhig und hör' nach, S.!"

„Na, Odin hob das Himmelsgewölbe in der Höhe und setze vier Swerter darunter, ganz gewiß! na, nun haben wir also eine geordnete Welt, verstehen wir das?! Na, merken wir uns das wohl! Na, das war hinreichend, ich verlange nicht mehr zu wissen; nun könnte G. weitergehen. Nun machten also die Götter einen

Wa— Wa— einen Wall, ganz gewiß, und die Jütten, sie wohnten ja in Jötunheim, ja, so ist es! Wie hieß Jötunheim auch?"

(Schüler antwortet:) „Mitgaard!"

„Naa (nein), wer weiß es? Weiß Niemand das?! Ulgaard, ja Ulgaard hieß es, das müssen wir doch wissen!"

„Na, nun wollen wir von den Göttern sprechen. Laß uns nun mal zurückgehen; da ist Odin, ja wovon kömmt Odin? der kömmt von Börr, ganz gewiß, aber wovon kömmt Börr? von Bure, na und Bure, der geht auf Ymer und die salzigen Reifsteine hin, na und Ymer auf die aufgeblasene Masse, na, und sagen wir nun, woher kömmt die aufgeblasene Masse? Von den Funken, und die, ja die kommen von dem Unnennbaren im Hintergrunde! Na, setzen wir nun fort; woher kriegen sie Meth in Valhalla? Von der Siege (Ziege) Heidur, die steht über Valhalla und hat so viel Meth, daß sie die Euter nicht ausleeren können. Na, woher besieht (bezieht) sie denn ihre Nahrung?"

„Weiter K.: (K. ist gänzlich unvorbereitet und bekommt eine Bemerkung! K. murmelt irgend eine Entschuldigung.) Ja, wofür (weshalb), hast Du Dein's nicht gelesen, was? sag' es nur, das kann uns doch nichts nützen beim Examen, wenn wir da nun sitzen und unser nicht wissen, was? Na, so erinnere daß nun für die Zukunft und les besser aus Dein! Na, wollte A. mir nun sagen, wie heißt Hel's Besogg? (Bezug i. e. Bettdecke.) Elend! akkurat so! Merken wir uns nun das; na und Asa-Loke, der heißt eigentlich Aas-Loke, und den müssen wir wohl unterscheiden von dem andern Loke in Utgaard."

„Na, A. ist mir zu phlegmatisch, da muß mehr Lebenskraft in sein!"

„Na, die Stunde ist ja aus."

Der Secundaner, der diesen Vortrag seines Lehrers über nordische Götterlehre niederschrieb, schließt seine Mittheilung mit folgenden Worten:

„Wem aus dieser Schilderung das Carrikaturbild eines Gymnasiallehrers entgegentritt, der bedenke, daß nicht Schreiber dieses, der treu nach dem Leben copirte, dafür verantwortlich zu machen ist!"

Berichtigungen.*)

Seite 1,	Zeile	4 von unten	lies:	rauschten	statt	rauschen.
= 2,	=	6 von oben	=	Dänen	=	Düne.
= 8,	=	11 von oben	=	Bruderland	=	Bruderband.
= 11,	=	1 von oben	=	ernstesten	=	ernsteste.
= 11,	=	13 von unten	=	Kolb	=	Kalb.
= 17,	=	10 von oben	=	eigenen	=	eigene.
= 17,	=	11 von unten	=	Gottorf	=	Gottorb.
= 36,	=	11 von oben	=	Mahagoni	=	Mahagony.
= 39,	=	2 von unten	=	hatte	=	hate.
= 40,	=	12 von unten	=	hatte	=	habe.
= 42,	=	11 von oben	=	Amtsführung	=	Unterschlagungen.
= 46,	=	10 von oben	=	Pachters	=	Pastors.
= 49,	=	1 von oben	=	adeligen	=	adelige.
= 54,	=	1 von unten	=	werden	=	worden.
= 58,	=	16 von oben	=	Der	=	Das
= 96,	=	1 von unten	=	Gewerbtrei=	=	gewerbtrei-
= 97,	=	11 von oben	=	keine	=	keiner.
= 101,	=	2 von unten	=	Thaler	=	Thalern.
= 108,	=	4 von oben	=	Denunziation	=	Denunziaton.
= 114,	=	6 von unten	=	Creditoren	=	Creditore
= 116,	=	10 von oben	=	einem	=	diesem
= 127,	=	13 von oben	=	Element	=	Elemente
= 128,	=	4 von oben	=	Distrikt	=	Distrilt
= 137,	=	1 von oben	=	kein	=	keine.
= 137,	=	2 von oben	=	kein	=	keine.
= 147,	=	5 von unten	=	Otzen	=	Oltzen.
= 189,	=	2 von oben	=	des Heiligen	=	der Heiligen.

*) Bei der Abwesenheit des Verfassers vom Druckorte während des Druckes der ersten Hälfte des Buches haben sich die oben verzeichneten Druckfehler eingeschlichen, welche wir den Leser bitten, berichtigen zu wollen.

Die Verlagshandlung.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

Rasch, Gustav

Vom verlassenen Bruderstamm das dänische Regiment in Schleswig-Holstein

Bd.: 1

Berlin (1862)